

Wöllmarshausen
mit seiner Umgebung
einst und jetzt

Zusammengestellt und ergänzt
von
Theodor Günther
Ortsheimatpfleger in Wöllmarshausen

Ein paar Worte zur Neuauflage

Bei dieser Fassung handelt es sich um einen unveränderten Nachdruck der Ausgabe von 1979. Leider musste sie zur besseren Lesbarkeit komplett abgeschrieben und dadurch auch neu layoutet werden. Gleichzeitig mit dieser Veröffentlichung entstand die umfangreiche Erweiterung dieser Chronik mit Illustrationen und Ergänzungen. Das Eintippen in den Computer übernahm meine Ehefrau Renate Eickhoff. Günther Brille beriet bei der Gestaltung und las Korrektur und Edgar Sänger hat mit Hilfe des Setzprogrammes Latex das gesamte Layout dieses Objektes erstellt.

Herzlichen Dank den Beteiligten an dieser Gemeinschaftsarbeit.

Klaus Eickhoff

2021

Laßt am guten Alten
uns in Treue halten.
Aber auf dem alten Grunde
Neues wirken jede Stunde.

(Unbekannter Autor)

Inhaltsverzeichnis

1. Zur Einführung	7
2. Wöllmeßisch Platt	9
3. Knochenfunde, Siedlungen, Wallburgen	11
4. Kelten, Cherusker, Sachsen	13
5. Dorfgründung	17
6. Vermutungen über die Entstehung unseres Dorfes	18
7. Niedeck	26
8. Sagen, Sitten und Gebräuche aus unserer Heimat	28
9. Unsere Städte	35
10. Die Herren von Kerstlingerode und ihre Nachfolger	36
11. Die Grafen von Reinhausen	40
12. Die Sage von der Entführung der Richenza	41
13. Bruno von Gelliehausen und die Winzenburger	48
14. Wat miene Chromotter von dän Chliechen un dän Hurkutstan vertellt hät	49
15. Die Herren von Uslar auf den Gleichen	52
16. Die Sage von der Wunderblume an den Gleichenbergen	54
17. Der Verkauf der Neuengleichen an Hessen	55
18. Die Abhängigkeit und Abgabepflicht der Dorfbewohner	63
19. Der Gutshof in Wöllmarshausen	66
20. Einige Besonderheiten	69
21. Die Schlacht bei Wöllmarshausen	71
22. Die Sage vom blauen Wunder	74
23. Einiges aus der Nachbarschaft	77
24. Auszug aus der Kopfsteuerliste von 1689 und dem Verkopplungsrezess von 1876	84
25. Gottfried-August Bürger	88
26. Verwaltungen und Gerichte rund um die Gleichen	91
27. Aus einem alten Protokollbuch von 1852 – 1905	93
28. Die Raff-, Lese- und Häkelholzberechtigung	101
29. Die Realgemeinde	102
30. Dat Asterholt	104

31. Die Verkoppelung in den Jahren 1874 – 1876	106
32. Ein Wöllmarshäuser Bauernhof	110
33. Unsere gute alte Bimmelbahn (1897 – 1957)	116
34. Wöllmarshausen im zwanzigsten Jahrhundert	120
35. Aus der Geschichte unserer Pfarr- und Kirchengemeinde	133
36. Unsere ehemalige Volksschule	139
37. Mühlen in Wöllmarshausen	143
38. Unsere Feuerwehr	146
39. Vereine	152
40. Wöllmarshausen heute	157
A. Anhang	160

1. Zur Einführung

Dort, wo der Gartebach sich nach Westen wendet, liegt, umsäumt von Wäldern, Wiesen und fruchtbaren Ackerfeldern, unsere kleine Ortschaft Wöllmarshausen.

Mit ihren etwa vierhundert Einwohnern ist sie nur ein winziges Zahnradchen im großen Getriebe der Dörfer und Städte unseres Landes, und man könnte glauben, es lohne sich nicht, lange darüber nachzudenken. Da sei die Vergangenheit einer Stadt oder eines Landes schon viel reicher an Ereignissen. Doch auch hier leben Menschen, denen dieses kleine Zahnradchen Wöllmarshausen ans Herz gewachsen ist, sei es, daß sie, hier geboren und ihr ganzes Leben Bürger der Gemeinde geblieben sind, sei es, daß sie hier zugezogen sind und nun ihnen unser Ort so etwas wie eine zweite Heimat geworden ist oder sei es, daß sie, hier geboren und aufgewachsen, dann aber aus beruflichen oder familiären Gründen unser Dorf verlassen mußten und sich nun, vielleicht auch etwas sehnsüchtig, zurückerinnern. – Wenn ihnen allen diese Schrift ein Bindeglied zur Heimat wird, dann hat sie ihren Zweck erfüllt, dann hat das Nachdenken über die Vergangenheit unseres Dorfes Erfolg gehabt.

Schon während meiner ehrenamtlichen Tätigkeit in der damals noch selbständigen Gemeinde vor etwa zwanzig Jahren, kam mir bei der Durchsicht alter Protokollbücher der Gedanke, den Inhalt derselben in irgendeiner Form den Bürgern bekanntzugeben, weil sie so manches Aufschlußreiche aus der Vergangenheit enthalten, das für die Gegenwart nützlich erscheint. Doch meine berufliche Tätigkeit ließ mir keine Zeit dazu.

Als ich dann vor einigen Jahren vom Ortsrat als Heimatpfleger eingesetzt wurde, erinnerte ich mich wieder an mein damaliges Vorhaben. Ich will mich nicht nur für die Erhaltung äußerer Zeichen der Vergangenheit, unsere schönen alten Fachwerkhäuser, einsetzen, sondern auch aus vielen Unterlagen, seien es Bücher, Protokolle oder Chroniken, die irgendwo herumliegen und in dieser Form ihren Zweck nicht erfüllen, die Geschichte unsers Dorfes zusammenzustellen, soweit mir das möglich ist, um sie den Bürgern der Gemeinde zugänglich zu machen.

Unser Dorf ist jedoch keine Insel im Meer, sondern grenzt an Nachbargemeinden, mit denen seine Bewohner vielfach verbunden sind, sei es politischer, kirchlicher oder familiärer Art. Darum mußte auch ein Blick in die Umgebung getan werden, um die eigene Vergangenheit verständlich zu machen.

Ich will meinen Lesern kein eintöniges Auszählen des Ablaufs der Geschichte zumuten. Deshalb versuche ich, durch das öftere Einstreuen von Sagen und anderer kleinen Geschichten, an denen unsere Heimat nicht arm ist, meine Ausführungen lebendig zu gestalten. Auch unsere plattdeutsche Sprache soll dabei nicht vergessen sein, denn auch sie ist eine Besonderheit unserer Heimat.

Ohne die Mithilfe vieler Personen, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen, wäre meine Arbeit kaum zustande gekommen. Im einzelnen sind diese:

- Herr Kreisheimatpfleger Steinmetz,
- Herr Gemeindedirektor Seufer, Gemeinde Gleichen,
- Herr Ortsbürgermeister Ausburg, Wöllmarshausen,
- Herr Lehrer i.R. Heinrich von Werder, Klein Lengden,
- Herr Lehrer i.R. Wilhelm Rohmann, Klein Lengden,
- Herr Studienrat Dr. Gresky, Geschichtsverein Göttingen,
- Herr Ortsbürgermeister Kobbe, Sattenhausen,
- Herr Pastor Ebeling, Kerstlingerode.

Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank.

Auch dem verstorbenen Lehrer Heinrich Knoche für seine ausführlichen Aufzeichnungen in der Wöllmarshäuser Schulchronik, die ich ebenfalls benutzte, sei recht herzlich gedankt.

Ganz besonders sei auch des verstorbenen Lehrers Atmer aus Sattenhausen gedacht, dessen Sattenhäuser Chronik, die er um die Jahrhundertwende schrieb, ich benutzen durfte und die mir außerordentlich wertvolle Hilfe war.

Nicht zuletzt aber auch vielen Dank allen Bürgern der Gemeinde, die mir auf mein Befragen bereitwilligst Auskunft gaben.

So wünsche ich allen, ob groß oder klein, viel Freude beim Lesen dieses Buches. Möge es dazu beitragen, das Verständnis zur Heimat zu vertiefen.

Wöllmarshausen, im Juli 1979

THEODOR GÜNTHER

2. Wöllmebüsch Platt

In Wöllmebüsch spreeket man twa Sproken, dat hachdütsch un dat platt-dütsch. Leue, dä hier uppewossen bind, spreeket märstens platt, bis upp dä Kindere, dä hüte kaum noch platt verstaht. Dä Leue, dä nan twedden Weltkriege hier herekomen bind, spreeket alle blatt-hachdütsch. Veele von dänen könt dat Platt woll verstahn, wal si no alle ower dertig Jahre da bind, blad wenn dä verbeuket, et mal de spreeken, häert et seck an wien Geholpere. Dat Platt mott man woll in der Kindertiet richtig elert hemmen, Büst lärt man et naher nich mähr.

Natürlich könt dä Leue, dä under Beek platt spreeket, ak hachdütsch. Sse kennt seek underanander chanz genau un weetet, mett wänne Be hachdütsch oder plattdütsch spreeken mötet. Wenn aner von dän Plattdütschen länger ut Wöllmebusen weg ewest iß, hätt in der Tiet ümmer hachdütsch spreeken most, un ha kümmet dann wehr na Huß, dann mot ha Beek düchtig tummeln, dame dat ha wer platt lärt, Büst Begget dä Leue: „Düßße Hachnäse, wat ha Beek woll inbildet, ha kann Biene Mottersproke nech mähr.“

In usen Dörpe chrübet sekk dä Leue noch underanander, wenn Be Beek dräpet. Mannigmal Bejet Be: „Chun Dach!“ Mal over ak: „Na, ak utechan?“ Wenn aner im Felle (Feld) oder in klanen Howe (Garten) arbat und ä andere chat vorbe, dann röppet dä: „Lat langßam chan“ oder: „Stell erst ant Freustücke!“ Mannigmal Bechet dä ak: „Mok bale Middag“ oder ak: „Mok bale Feerobend!“

Chejenbietig helpet Beek dä Leue underanander, Bau chaut et chat. Sse nähmet ak mär als in dä Stadt Andähl an dän Kummer un bäesen Tieten det Nahwere. Wenn in Dörpe aner storben iss, un ha wärt bechroben, dann iss et enne Ehrenpflicht, da tut jeden Huse mindestens aner me nar Beerdigung chat.

Hochtieten, Kindäpen un Konfirmationen wärt düchtig gefejert, märstens twa Doge, un dann chifft et Äten un Drinken in Owerfluß. Hüte iss ja wer alles da. Im Kriege was dat anders, da chaff et ak in Wöllmebusen nich alles, wat dä Minschen taun Fejern bruken.

Wenn dä Leue, dä ümmer Platt spreeket, in de Stadt komet, un denn Hachdütsch spreeken mötet, verweßelt Be mannigmal „mir“ un „mich“, wal bade Wore upp plattdütsch „meek“ häten. Sse wetet et bestimmt, wie et richtig het, doch ben rasch Spreeken iss et nich Bau jeläufig, deswegen Ball man et dän Leuen nich öwel nöhmen. Awer, „Mien“ un „Dien“, dat verweßelt Be nich.

Wöllmarshäuser Platt (Übersetzung)

In Wöllmarshausen spricht man zwei Sprachen, das Hochdeutsch und das Plattdeutsch.

Leute die hier aufgewachsen sind, sprechen meistens platt, bis auf die Kinder, die heute kaum noch platt verstehen. Die Leute, die nach dem zweiten Weltkrieg hierher gekommen sind, sprechen heute alle hochdeutsch. Viele von denen können das Platt wohl verstehen, weil sie über dreißig Jahre hier sind. Wenn sie dann versuchen plattdeutsch zu sprechen, ist das aber kaum zu verstehen. Das Platt muß man wohl in Kindertagen richtig gelernt haben, sonst lernt man es nachher nicht mehr.

Natürlich können die Leute die das Platt sprechen auch hochdeutsch. Sie kennen sich untereinander ganz genau und wissen, mit wem man Hochdeutsch oder Plattdeutsch sprechen muß. Wenn einer von den Plattdeutschen länger aus Wöllmarshausen weg ist, und hat in dieser Zeit immer hochdeutsch gesprochen, und er kommt dann wieder nach Haus, dann muß er sich tüchtig sammeln, damit er das wieder lernt, sonst sagen die Leute: Diese Hochnase, was die sich wohl einbildet, die kann ihre Muttersprache nicht mehr.

In unserem Dorf grüßen sich die Leute noch untereinander, wenn sie sich treffen. Manchmal sagen sie: Guten Tag! oder auch: bist du auch ausgegangen? Wenn einer im Felde oder im Garten arbeitet und der andere geht vorbei, dann ruft er: Laß es langsam gehen, oder: mach erst mal Frühstück! Manchmal sagen sie auch: Mach bald Mittag, oder auch mach bald Feierabend! Gegenseitig helfen sich die Leute untereinander, so gut es geht. Sie nehmen auch mehr als in der Stadt Anteil an dem Kummer und bösen Zeiten der Nachbarn. Wenn im Dorf einer gestorben ist, und er wird beerdigt, dann ist es eine Ehrenpflicht, das aus jedem Haus mindesten einer zur Beerdigung geht. Hochzeiten, Kindtaufen und Konfirmation werden tüchtig gefeiert. Meist, zwei Tage, und dann gibt es Essen und Trinken im Überfluß. Heute ist ja wieder alles da, das war im Kriege anders, da gab es in Wöllmarshausen nicht alles, was die Menschen zum Feiern brauchten.

Wenn die Leute, die immer platt sprechen, in die Stadt kommen, und dann hochdeutsch sprechen müssen, verwechseln sie manchmal mir und mich, weil beide Worte auf Plattdeutsch „meek“ heißen. Sie wissen es bestimmt, wie es richtig heißt, doch beim Raschsprechen ist es nicht so geläufig, deswegen soll man es den Leuten nicht übel nehmen. Aber, „Min“ und „din“ das verwechseln sie nicht.

3. Knochenfunde, Siedlungen, Wallburgen

Als im Jahre 1908 im Gasthaus Waterloo eine geschlossene Halle gebaut wurde, und man den rückwärtigen Hang abtragen mußte, fand der Besitzer in einer freigelegten Felsspalte größere Mengen Abwurfstangen vom Ren und Knochen von Steppenwisent, Wildpferd und wollhaarigem Nashorn.

Ein zweiter Fundplatz liegt in einem Sandbruch im Helletal, etwas nördlich von Waterloo. Hier fand man beim Abtragen von Sand im Jahre 1933 unter einem Felsübergang etwa zwanzig Bruchstücke von Renstangen, einem Schulterblatt vom Ren und einen Hornzapfen vom Urstier.

Diese Fundstücke wurden sichergestellt und wissenschaftlich untersucht. Dabei schätzte man ihr Alter zunächst auf 50 000 Jahre, später nahm man ein geringeres Alter an. Wie dem auch sei, da diese Teile von Tieren stammen, die zur Eiszeit hier gelebt haben, später aber ausgestorben waren, ist wohl bewiesen, daß zu dieser Zeit bereits Menschen in unserer Heimat gelebt haben, wenn auch nur vorübergehend. Wer sollte sonst diese Knochenreste, die wahrscheinlich zu Jagdgeräten oder anderen Werkzeugen verarbeitet werden sollten, gesammelt haben. Vermutlich waren es Jäger, die das Gelände durchstreiften und unter den vorspringenden Felswänden, von denen es im Helletal viele gibt, ihre Schutzhütten bauten, in denen sie nur vorübergehend lebten, Spuren, die auf eine feste Ansiedlung zu dieser Zeit hindeuten, sind bisher in unserem Gartetal nicht gefunden.

Dagegen hat man schon Anfang dieses Jahrhunderts eine bandkeramische Siedlung entdeckt, die zwischen Diemarden und Klein-Lengden lag, dort, wo der kleine Eichbach vom Westerberg herunter kommt und in die Garte einmündet. Wissenschaftler rechnen das Alter dieser Siedlung der Jungsteinzeit (4000 – 1700 v. Chr.) zu. Wie lange diese Siedlung bestanden hat und warum sie aufgehoben wurde, ist nicht bekannt.

Aus der frühen vorrömischen Eiszeit (etwa 700 – 450 v. Chr.) stammen die Wallburgen, wie die Lengder Burg bei Klein-Lengden, an die noch der Berg gleichen Namens im Göttinger Wald erinnert, der Hünstollen beim Södderich und die Eschenburg am Eschenberg bei Bremke.

Diese Anlagen, die nicht zu vergleichen sind mit den später entstandenen Burgen wie die Gleichen oder die Burg Niedeck, dienten wohl einer Sippe als Zufluchtsstätte in Notzeiten, wenn diese sich gegen durchziehende Horden schützen mußte. Für längere Zeit sind sie jedenfalls nicht bewohnt gewesen, denn diese Stätten lagen alle oberhalb der Quellgrenze und besa-

ßen daher keinen Zufluß von Wasser. Außer einigen Keramikscherben hat man hier bei wissenschaftlichen Untersuchungen nichts gefunden, was auf Wohnstätten schließen ließe. Die steilen Abhänge der Berge waren ein natürlicher Schutz, während flache Stellen durch zwei bis drei tiefe Gräben und aufgeworfene Erdwälle gesichert waren.

Quellenverzeichnis siehe Anhang

4. Kelten, Cherusker, Sachsen

Etliche Jahrhunderte vor Christi Geburt durchzogen die Kelten unsere Heimat. Sie drangen über den Rhein bis nach Frankreich, Italien und England vor. Einige von ihnen mögen sich wohl hier angesiedelt haben. Sie brachten das Eisen mit, bauten Schmieden, fertigten Waffen, Werkzeuge und auch Schmuck. Auch hausten sie nicht mehr in Höhlen und Erdlöchern wie die Menschen der Steinzeit, sondern bauten Häuser aus Baumstämmen, Reisig und Lehm, die sie mit Schilf bedeckten. Ihre Toten verbrannten sie und setzten die Asche in Urnen auf Friedhöfen bei.

Dann kamen die Germanen, der Stamm der Cherusker. Sie besiedelten das Land, jedoch erst spärlich. In dieser Zeit mögen wohl die ersten Ansiedlungen in der Gegend von Göttingen, das ursprüngliche „Guttingi“ und Geismar erfolgt sein.

Es wird berichtet, daß die Cherusker in friedlichen Zeiten mit den Römern am Rhein Geschäfte tätigten, ja selbst in die römische Armee eintraten und von diesen eine gewisse Zivilisation annahmen. Stammesfürsten der Cherusker wurden römische Offiziere, lernten deren Kriegskunst und schlugen sie später mit ihrer eigenen Strategie, List und Tücke.

Alle diese Blicke in die Frühzeit und manche Fragen daraus können wohl noch nicht beantwortet werden. Fest steht nur, daß in der Zeit, in der in anderen Teilen der Welt große Reiche entstanden und wieder zerbrachen, wie das Perserreich, das der Ägypter, der Griechen und später der Römer, unsere Heimat nur spärlich besiedelt war. Vermutlich sind die ersten festen Siedlungsplätze in unserer Gegend an den beiderseitigen Hängen des fruchtbaren Leinetals entstanden. Dann, als das Land vergeben war und die Menschen sich vermehrten, ist man in die Seitentäler vorgedrungen. So kam man von Westen her ins Gartetal und hat an trockenen Stellen die ersten festen Wohnstätten gebaut. Wann die ersten Siedler das Land um Wöllmarshausen in Besitz genommen haben, liegt auch im Dunkeln, man schätzt die Zeit etwa um das achte Jahrhundert n. Chr. Auffallend ist, daß alle Siedlungsstätten, auch der umliegenden Dörfer, dort angelegt wurden, wo kleine Nebenbäche in die Garte münden. Ob man das frische Wasser dieser Quellbäche als Trinkwasser besser nutzen konnte als das des damals noch versumpften Gartebaches? - Wer weiß?

Vielleicht waren es Sachsen, dieser germanische Volksstamm, der ursprünglich im heutigen Schleswig-Holstein beheimatet war, die sich zuerst in Wöllmarshausen ansiedelten. Sie fielen in das Land südlich der Elbe ein

und kamen in das Land der Cherusker, vertrieben diese oder vermischten sich mit ihnen und noch anderen germanischen Volksstämmen und schlossen mit den Zurückgebliebenen den Sachsenbund. Sachsenland reichte nun so weit nach Süden, wie noch heute die plattdeutsche Sprache reicht, in unserer Heimat bis etwa zum Werratal. Daß zwischen den Sachsen des Berglandes in unserer Heimat und den Sachsen der Ebene Unterschiede bestanden, kann man noch heute an der Verschiedenheit der plattdeutschen Sprache, besonders in den persönlichen Fürwörtern, im Flachland „mi“ und „di“, im Bergland „meck“ und „deck“, ablesen. Selbst einige Worte des Plattdeutschen werden in den Orten des Gartetals ganz verschieden ausgesprochen, heute noch.

Nicht lange währte die ungestörte Götterverehrung der Sachsen in unserer Heimat. Da erschien der große Frankenkaiser Karl der Große und seine Abgesandten. Sie breiteten das Christentum und ihre macht auch über die Bewohner unserer Heimat aus. Das Erzbistum Mainz, dessen erster Erzbischof Bonifatius war, faßte auch hier immer mehr Fuß.

Aus dieser Zeit hat uns August Tecklenburg, der früher so bekannte Herausgeber des Niedersächsischen Heimatkalenders, folgende interessante Sage überliefert:

Als Karl der Große an einem schönen Sommertag des Jahres 774 die Sachsen besiegt hatte, ritt er mit seinem Gefolge von Rittern den Hülfsenberg bei Heiligenstadt hoch, um in der Kapelle, die auf dem Berge stand und die einige Jahre zuvor von Bonifatius erbaut worden war, zu beten. Vor ihm ritt eine hohe Gestalt, ein großes Kreuz tragend. Eitel Heiso war sein Name. Mit diesem Kreuz wollte Karl das Christentum unter die Sachsen bringen. Nach dem Gebet schritten sie wieder hinaus und sahen im Dämmerlicht, wie herrlich diese Welt war. Heiso, der Kreuzträger, fand diese Landschaft besonders schön. Er konnte nicht anders, er mußte vor dieser Schönheit niederknien wie vor dem Gekreuzigten in der Kapelle.

Da trat Karl der Große an ihn heran, legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Dein Eigentum sei dieses Land, Dir will ich es geben für Deine treuen Dienste, die Du mir geleistet, sei mir allzeit ein getreuer Grenzward!“ Da sprang Eitel Heiso auf und rief: „Mein soll dieses herrliche Land sein? Wohlan, ich nehme es zu Erb und Lehen aus Deiner Hand. Ich will da unten das Kreuz aufrichten, eine Kirche bauen und mir ein festes Haus.“ Karl sprach weiter: „Morgen früh sollst Du reiten, ich will Dir einige Gewappnete mitgeben, die Dir fortan gehorchen sollen.“

So ward Eitel Heiso Herr über das Eichsfeld und das Gartetal. Da er seinem Herrn das Kreuz getragen hatte, nannte er den Ort und sich selbst „Christlingeroda“.

Sachsen war ein Herzogtum geworden und wurde im 12. Jahrhundert von Heinrich dem Löwen verwaltet. Infolge der Reichsacht, die der Kaiser im Jahre 1180 über ihn verhängte, mußte er Gebiete abtreten, die dann auf andere Fürsten aufgeteilt wurden. Das Land links der Weser kam zum Erzbistum Köln. Das östliche Sachsen mit einigen sächsischen Marken erhielt Bernhard von Anhalt, ein Sohn Albrechts des Bären. Er führte den Namen Herzog und übertrug den Namen Sachsen auf die Gebiete an der mittleren und oberen Elbe, daher das spätere Königreich, aus dem dann wieder die Provinz Sachsen entstand.

Für die Länder zwischen Weser und Unterelbe sowie zwischen Harz und der Gegend um Osnabrück ging die Einheitlichkeit verloren. Die Fürsten gehorchten keinem neuen Herzoge. Die Bischöfe vermehrten ihre Güter und stellten sich unter den Schutz des Reiches.

Heinrich der Löwe behielt nur noch einige ererbte Gebiete wie das Göttingen-Grubenhagensche, das Braunschweiger, das Kalenberger und das Lüneburger Land.

Im folgenden Jahrhundert ist das Land immer wieder geteilt worden, zeitweise herrschten viele Herzöge darin. Ein einheitliches Land Niedersachsen, das über Jahrhunderte nur im Volksmunde bestand, ist erst nach dem zweiten Weltkriege gegründet worden.

Sinnbild der Treue und Liebling aller Niedersachsen ist das weiße Niedersachsenroß. Hierzu hat uns der Heimatfreund August Tecklenburg auch eine Sage überliefert, die wert ist, hier erzählt zu werden:

Einmal hatte Karl der Große sich im Walde verirrt und kam bei Dunkelheit und Unwetter auf einen Hof an der Weser, der seinem Erbfeinde, dem Sachsenherzog Wittekind gehörte. Karl erkannte ihn nicht, doch Wittekind gewährte ihm Unterkunft und Gastlichkeit und gab sich später zu erkennen. Am anderen Morgen zeigte Wittekind Karl eine Weide, auf der sich eine Schar prächtiger Pferde tummelte. Das Prächtigste, schlank und weiß, sprang ohne Zaum und Zügel frei herum. Karl lobte das Tier und wollte es fangen. Vergeblich jagte der Kaiser hinter ihm her, es kehrte immer wieder zu seinem Herrn zurück. Der ließ einen Pfiff ertönen und lockte das Pferd mit freundlichen Worten. Da kam es gelaufen und lehnte den Kopf an Wittekinds Schulter.

„Wahrlich,“ sprach Karl, „dieses Roß ist das Sinnbild des Niedersach-senvolkes, mit Gewalt nicht zu zähmen, aber auf freundliches Locken kommt es gern. Darum soll das weiße Roß Dein Wappen sein.“

Wittekind ließ sich später taufen. Das weiße Roß aber ist heute noch Landeswappen und der Stolz aller Niedersachsen.

5. Dorfgründung

Der Name unseres Dorfes dürfte wohl dadurch entstanden sein, daß man an den Familiennamen des Dorfältesten die Silbe „husen“ angehängt hat. Im Laufe der Jahrhunderte hat er sich immer wieder geändert. So schrieb man zuerst Wilmershusen, später Welmershusen und auch Wulmershusen. Unsere Nachbardörfer mit der Endung „hausen“ sind fast alle zur gleichen Zeit gegründet worden.

Die Gründung unseres Dorfes könnte im achten Jahrhundert erfolgt sein, als das Erzbistum Mainz in Südniedersachsen Fuß faßte. Die ersten Ansiedlungen sind sicher wesentlich früher entstanden.

Die Dörfer mit den Endsilben „rode“, Kerstlingerode (1089) und Beienrode sind später angelegt, etwa im 11. Jahrhundert, als die größere Rodezeit begann, in der man den Urwald zwischen Leine und Hahle auf sehr großen Flächen in fruchtbares Ackerland verwandelte. Es war eine schwere Zeit, in der unsere Vorfahren mit harter Arbeit und einfachen Mitteln den Lebensraum kultivierten, der uns auch heute noch den größten Teil unserer Nahrung sichert. Da ist wohl das Spottlied „Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken noch einen . . .“ nicht zutreffend.

Natürlich werden sie neben ihrer harten Arbeit auch „Spaß an der Freud“ gehabt und in der Freizeit ihren „Met“ in vollen Zügen geschlürft haben. Das sollten wir ihnen nicht verübeln, wir tun es ja ab und zu heute noch.

Sicher hatte die Kirche im frühen Mittelalter den größten Einfluß auf die Menschen. Daher kam es, daß das Erzbistum Mainz sich bis in unsere Heimat ausdehnen konnte. Diese Macht gründete sich auch auf die geistige Überlegenheit der Klöster. Die Mönche waren wohl die einzigen Menschen, die des Lesens und Schreibens kundig waren. So ist es gekommen, daß der Name Wilmershusen zum ersten Mal in einer Schenkungsurkunde im Jahre 1013 auftauchte, die das Michaeliskloster in Hildesheim ausfertigte.

Inzwischen setzte sich die Macht der Ritter mehr und mehr durch. Diese Feudalherren hielten teilweise zu ihrem Herzoge oder ihrem Bischof und beschützten sie mit dem Schwerte, bekämpften sie aber auch manchmal in langen Fehden. Hier in unserer Gegend gewannen die Welfenherzöge von Braunschweig – Lüneburg an Einfluß.

6. Vermutungen über die Entstehung unseres Dorfes

Lange denken wir darüber nach, wie es wohl gewesen sein könnte, als die ersten Siedler das Land um Wilmershusen in Besitz nahmen. War es im siebten oder war es im achten Jahrhundert nach Christi Geburt? Keiner weiß es wohl genau, weil niemand von ihnen es aufschreiben konnte. So können wir nur an Hand der einschlägigen Literatur das allgemeine Bild der damaligen Zeit auf unsere örtlichen Vorfahren übertragen und mit etwas Phantasie uns vorstellen, wie es wohl gewesen sein könnte. Dieser Versuch soll hier unternommen werden.

Irgendwann in der vorher genannten Zeit kam der Bauer Wilmer oder wie er sonst geheißen haben mag, vom Westen her mit seinem Gefolge ins Gartetal. Weil das Land an der Logne (Leine) an seine Landsleute vergeben war, er aber ein freier Bauer sein wollte, wozu ein stattlicher Grundbesitz gehörte, mußte er diesen, wie viele seiner Altersgenossen, in einem Nebental suchen. Könnte er nicht ein nachgeborener Sohn eines freien Bauern gewesen sein? Möglich ist auch, daß ihm dieser Siedlungsplatz von seinem Gaugrafen zugewiesen wurde.

Unter viel Mühe und starker Muskelkraft kämpfte er sich mit seinen Ochsenkarren, auf denen Lebensmittel, Hausrat und Saatkorn verladen waren, am weglosen Abhang zum Garteufer entlang, denn das Tal war sumpfig und nicht passierbar. An einem kristallklaren Nebenbach, vielleicht war es das Fließchen, das aus dem Pfingstanger kommt, sagte er zu seiner Frau und seinen Knechten: „Hier laßt uns bleiben und unsere Hütten bauen!“ Gesundes Trinkwasser gehört nun einmal zu jedem Siedlungsplatz. Das Wasser der Garte war vermodert und nicht genießbar. Nun begann ein lebhaftes Treiben hin und her.

Unter den alten knorrigen Eichen wurden zuerst einige Schutzhütten angelegt. Dann begann man mit dem Bau eines festen Hauses. Dazu wurde die Grundfläche etwa bis zu einem Meter Tiefe ausgehoben, denn nach alter Väter Sitte sollte die Wohnung, der Wärme wegen, in der Erde stehen. Feld- und Kieselsteine bildeten die Grundmauer. Mit Baumstämmen, die ja reichlich vorhanden waren, wurden Wände und Dachbalken errichtet. Die Gefächer der Seitenwände verschiebte man mit Holzstöcken, welche dann mit Lehm verschmiert wurden, ähnlich, wie man es heute noch bei ganz alten Gebäuden sieht. Das Dach bedeckte man mit Schilf aus dem Sumpfgebiet der Garte, Schornstein, Fenster und Zimmerdecke gab es nicht. Der Rauch des Herdfeuers in der Mitte des Raumes zog durch das Schilfdach

ab. Nur in die Seitenwände baute man kleine Luftlöcher, die im Winter mit Holzklappen verschlossen werden sollten. So war ein flaches, einstöckiges Haus entstanden, in welches man bald einziehen konnte. Zwar fehlte noch manches, so die Kammern der Frauen, die an den Seitenwänden angelegt werden sollten und der äußere helle Anstrich der Giebelseite, der jedes sächsische Bauernhaus zierte; doch vorerst mußte noch Dringenderes geschaffen werden. Schnell wurde beim Haus ein Garten angelegt und dahinter ein Stück Feld urbar gemacht, damit die Frau einige Gemüsesorten und Wilmer etwas Hafer und Gerste ausstreuen konnte, um schon im ersten Jahr eine kleine Ernte einzubringen. Es war zwar nicht üblich, daß Männer von seinem Stande körperliche Arbeit ausführten, die sonst von Leibeigenen verrichtet wurde, aber anfangs, als jede Hand gebraucht wurde, wird auch er mit angefaßt haben.

Zwischendurch aber ging er mit einigen Leuten und Hunden auf die Jagd, um Fleischvorräte für den Winter anzulegen. In diesem Handwerk war er geübt, hier kannte er sich aus und Wildbret gab es genug in den Urwäldern ringsum. So hatte er bald einen Bären, einige Hirsche, einige Wildschweine und wilde Pferde erlegt, die den Eßbedarf für Monate sicherten. Mit dem mitgebrachten Salz wurden die Bärenschinken und das andere Fleisch haltbar gemacht.

In einigen Stellen der Garte und im Bach nebenan tummelten sich Forellen und andere Fische, die gefangen wurden und die Mahlzeiten abwechslungsreich gestalteten.

Nun mußten noch Ställe für das Vieh, ein Vorratsraum und ein Falkenhaus gebaut werden. Falken waren bei der Jagd nicht zu entbehren.

Auf den Dreischen, den freien Plätzen im Wald, hatten Leute Gras geschnitten, welches dort reichlich stand und daraus Heu für das Vieh bereitet. Ein Holzzaun um Haus und Hof zum Schutze gegen wilde Tiere wurde errichtet und Brennholz für den Winter gesammelt und gespalten, denn man wußte ja, er würde wie immer lang und kalt werden.

Schon färbten sich die Blätter an den Bäumen braun und lange Nebelschwaden lagen des Morgens auf der Landschaft. Es war Herbst geworden.

Doch bei Wilmers gab es noch viel zu tun. Die kleine Ernte aus Garten und Acker wurde eingebracht, Eicheln und Bucheckern gesammelt, wildes Obst und Brombeeren gepflückt. Man lebte davon, was die Natur zu bieten hatte. Frauen halfen der Hausherrin beim Mahlen, denn Hafer und Gerste mußte durch eine Handmühle gedreht werden. Das so entstandene Mehl wurde mit Wasser vermengt und der Brotteig auf einem ausgehöhlten Stein

durchgeknetet. So entstanden dünne Brotfladen, die auf dem Herdfeuer gebacken wurden.

Auch das Spinnen und Weben, das Zubereiten der Butter aus Schaf- und Ziegenmilch und des Mets gehörten zur Aufgabe der Frau.

Mit dem ersten Schneetreiben kündigte sich der Winter an, da wurde noch schnell eine Lage Schilf auf das Hausdach gebracht, um es dichter und wärmer zu machen.

Einige Freunde aus der alten Heimat des Bauern waren gekommen, die wie er auch siedeln wollten, und sich nun geeignete Plätze suchten. Wilmer bewirtete sie herzlich, denn für Gastfreundschaft war nicht nur er, sondern auch sein ganzer Stamm bekannt. Er ging mit ihnen in die Landschaft, sprach mit ihnen ihr Anliegen und wies ihnen Bauplätze zu. Im nächsten Frühjahr wollten sie mit ihrer Habe kommen und hier ihre Heimstatt gründen.

Vieles wäre noch zu erledigen gewesen, doch da setzte der Winter der Aufbauarbeit ein vorläufiges Ende. Meterhohe Schneewände bildeten sich um das Haus, der Sturm schüttelte die Äste der alten Eichen und Buchen. Das Rauschen und Knarren der Bäume ließ die Bewohner nachts nicht schlafen. Doch Wilmer und seine Gattin konnten beruhigt sein, sie hatten in diesem Sommer viel geschafft, der Grundstein für ihr Dasein als freier Bauer war gelegt worden. Nur noch ab und zu ein kurzer Pirschgang in die nähere Umgebung, sonst gab es für den Hausherrn nichts zu tun. Die Hausfrau bereitete das tägliche Mahl und sorgte für die Sauberhaltung des Hauses. Einige immergrüne Mistelzweige belebten den sonst so öden Wohnraum und erinnerten an die „wihe nachten“, die zwölf geheiligen Nächte, die jetzt begonnen hatten. Sie waren ja noch Heiden und glaubten an die Götter. Langeweile war eingekehrt. Da gab es Zeit, für die Zukunft zu planen und über die Vergangenheit nachzudenken.

Am liebsten erinnerte sich Wilmer an seine Heirat. Seine hübsche blonde Frau war ihm kurz vor seinem Weggang aus der alten Heimat noch angetraut worden; es war der schönste Tag in seinem bisherigen Leben gewesen. Da waren auf dem Hofe seiner Schwiegereltern viele Verwandte und Freunde zusammengekommen und hatten auf der Diele des Hauses einen großen Kreis um ihn und seine Braut gebildet, die mit loseem, lang herabwallenden Haar dastand. Dann war der Dorfälteste in den Ring getreten und hatte sie gefragt, ob sie fortan als Mann und Frau miteinander leben wollten. Als sie diese Frage bejaht hatten, kamen die verheirateten Frauen heran, wickelten das Haar seiner Braut auf und brachten es unter eine Haube. Ein junger

Mann aus der Nachbarschaft, der bisher mit einem bloßen Schwert neben der Braut gestanden hatte, überreichte ihm dasselbe zum Zeichen, daß er von nun an der Schutz- und Schirmherr seiner Frau sei. Dann hatte er seiner Neuvermählten einen Ring an den Finger der linken Hand geschoben und ihr Schuhe an die Füße gezogen zum Zeichen, daß sie nun sein eigen sei und von nun an nach seinem Willen wandeln müsse.

Dann war der Hochzeitsschmaus gefolgt, bei dem reichliche Mengen an Fleisch und Met verzehrt worden waren, denn im Essen und Trinken waren sie alle unübertrefflich. Danach hatten sich die älteren Bauern zum Würfelspiel zurückgezogen, dem sie sich mit aller Leidenschaft hingaben. Schon mancher freie Mann hatte dabei sein Hab und Gut verloren und war dann in die Unfreiheit gegangen. Die jungen Männer aber waren auf den Hof hinausgelaufen, hatten allerhand Spiele veranstaltet, wobei sie zwischen bloßen Schwertern und Lanzenspitzen tanzten und über mehrere zusammengestellte Pferde sprangen. Die Mädchen hatten die alten Heldenlieder der Väter gesungen und dazu auf der Harfe gespielt.

Am Ende waren alle Hochzeitsgeschenke auf einen Wagen gepackt worden, seine junge Frau obendrauf, und sie waren so in sein Elternhaus gefahren.

Am Tage darauf brachte er seinen Schwiegereltern einige Pferde, Rinder und Waffen, wie sie es vor der Hochzeit ausgehandelt hatten, dafür, daß sie ihm ihre Tochter als Frau gaben. Sie aber brachte ihm kein Vermögen zu, so war es Sitte. Solche Erinnerungen bewegten den Hausherrn und seine Frau, wenn sie in kalten Winternächten nebeneinander auf ihrem Lager unter Bärenfellen lagen. Er war stolz auf sein junges Weib, und auch sie erkannte ihn mit vollem Herzen als ihren Beschützer an. Wenn sie ihm auch untertan war, so behandelte er sie doch als seinen köstlichen Besitz. Die Ehe war ihm und allen seinen Stammesbrüdern heilig. Das häusliche Leben wurde in Keuschheit und Zucht geführt, Vielweiberei undenkbar, Ehebruch wurde mit dem Tode oder mit Verbannung und Verlust des Besitzes bestraft.

Nur allzu langsam vergingen Wilmer die letzten Winterwochen. Dann plötzlich zog der Frühling ein. Blumen blühten überall, und die Bäume schmückten sich im grünen Kleid. Man ging daran, den Wald mehr und mehr zu roden und neues Ackerland zu schaffen. Die Arbeit hat wohl noch viele der darauffolgenden Jahre in Anspruch genommen. Seine Freunde waren gekommen und bauten sich auf den verabredeten Plätzen ihre Häuser. Bunt durcheinander standen sie in der Landschaft ohne Verbindungswege. Dann kamen noch andere Siedler dazu. Nun war das Leben für Wil-

mer nicht mehr einsam. Auf der ersten Dorfversammlung unter einer alten Eiche wählte man ihn zum Dorfältesten und gründete eine Markgenossenschaft. Gemeinsam rodete man nun den Wald und schuf neues Land. So entstanden die einzelnen Kämpfe (Feldstücke), die als freies Eigentum auf jeden Markgenossen aufgeteilt wurden.

Von Jahr zu Jahr wurde das Allod (freie Eigentum) immer größer, der Wald jedoch kleiner. Ganz konnte man auf ihn nicht verzichten, denn man brauchte auch in der Zukunft Brenn- und Bauholz sowie Weideplätze für Schweine, die in ganzen Herden unter die Bäume getrieben wurden, wo sie die Eicheln und Bucheckern aufsuchten und so ihren Speck ansetzten.

Wälder und Änger wurden zur Allmende (gemeinsames Eigentum) zusammengefaßt und nach festen Regeln, welche die Markgenossen sich gaben, um Verwüstungen zu vermeiden, gemeinsam genutzt. So konnten sich die Rinder-, Schweine-, Schaf-, und Gänseherden, von gemeinsamen Hirten bewacht, immer mehr vergrößern. Kamp für Kamp wurde urbar gemacht und dann in der Weise an die Genossen verteilt, daß jeder gleichmäßig von guten und schlechteren Boden seinen Anteil bekam. Diesen Landbesitz nannte man eine Hufe. Die Besitzer dieser Hufen nannte man Vollmeier. Anfangs konnte der Besitz nicht geteilt werden, als es später bei Vererbung aber doch geschah, entstanden die Halb- oder Viertelmeier. Andererseits gab es Besitzer, die durch Kauf oder anderer Umstände viele Hufen, manche sogar viele Dörfer in ihren Besitz brachten, so daß für die Untertanen erhebliche Abhängigkeit entstand.

Einige Jahre waren vergangen. Das Leben im Dorf blühte immer mehr auf, Kinder wurden geboren. Auch im Hause Wilmer war Nachwuchs angekommen. Die Bademutter (Hebamme), eine Nachbarin, die sich in diesem Geschäft auskannte, hatte dem Vater den kleinen Knaben auf den Schoß gelegt, und er hatte ihn als seinen Sohn anerkannt. Dann wurde das Kind in frisches Wasser getaucht und ihm ein Name gegeben. Die ersten Lebensjahre verbrachte es in der Erziehung der Mutter, später sollte der Jüngling dann vom Vater im Rennen und Jagen, im Stechen und Schlagen, sowie in den Rechten und Pflichten seines Stammes unterrichtet werden.

Nach Jahren waren alle Kämpfe in Wilmershusen unter die Vollmeier aufgeteilt. Doch immer noch kamen neue Siedler an. Man schickte sie nicht fort, sondern gab ihnen Bauplätze und verkaufte ihnen kleinere Stücke Land. Auch ließ man sie an der Allmende teilnehmen. So entstand die Klasse der Kötner.

Man brauchte aber auch Handwerker und Tagelöhner. Auch sie bekamen einen Bauplatz für ein Wohnhaus, einen Garten und ein Stückchen Land, nahmen aber nicht an der Allmende teil. Sie waren nicht frei, sondern abhängig von den größeren Landbesitzern und wurden Anbauer oder Häusler, Hörige oder Lithen genannt. Da sie aber auch Brenn- sowie Bauholz und eine kleine Viehweide benötigten, gab man ihnen gemeinsam einen kleinen Wald, wo sie ihren Bedarf decken konnten. Sollte nicht unsere Lith, der kleine Wald hinter dem Hof Heise, ein solcher Wald gewesen sein?

Gleichzeitig mit unserem Dorf können die Nachbarsorte Szartenhusen, Bennikehusen und Gelizehusen entstanden sein. Die Grenzen zu diesen Orten waren nicht überall festgelegt, so daß es oft Streitigkeiten gab, welche die Dorfältesten zu schlichten hatten. Vermutlich, weil nichts aufgeschrieben werden konnte, entstanden die grenzüberschreitenden Weiderechte, die erst Gewohnheit, dann aber mit der Zeit zum Recht wurden. Sie haben über viele Jahrhunderte bestanden und sind erst bei der Verkoppelung der Feldmark im Jahre 1876 abgeschafft worden.

Jahre waren vergangen. Aus dem einstigen Urwald waren blühende Felder entstanden, auf denen neben dem Brot- und Futtergetreide auch Flachs, zur Herstellung von Kleidung und der Samen zur Ölgewinnung angebaut wurde. Nördlich des Dorfes, im heutigen Pflingstanger, legte man kleine Teiche an, in denen die äußere Hülle der Leinpflanze abfaulete, um den nutzbaren Teil freizulegen. Spinnräder und Webstühle gab es in jedem Hause.

Langsam begradigte man auch das Bett der Garte und beseitigte die Reste der morschen Baumriesen aus dem Flußlauf, die den Ablauf des Wassers beeinträchtigten. Aus dem Sumpfgelände an den Ufern im Tal entstanden saftige Wiesen, ja, man konnte mit der Zeit neue Höfe weiter unten ansiedeln.

Zu jener Zeit gab es noch Räuberhorden, die sich überall im Lande herumtrieben und schon so manchen Bauernhof verwüstet hatten. Allein war man gegen diese Plünderereien machtlos. So schlossen sich die neu entstandenen Dörfer im Gartetal zusammen und gliederten sich in den Gau „Logne“ (Leine) ein. Ob es so war oder ob nicht die Siedler vom Gaugrafen eingesetzt worden waren und schon von Anfang an unter seinem Schutz standen, läßt sich heute wohl schwerlich feststellen.

Nehmen wir an, daß auch unser Dorfältester Wilmer oder später seine Nachfolger zu den Gerichtstagen des Leinegaus mußten, die auf dem Leineberg bei Göttingen unter den alten Linden stattfanden und auf denen Gesetze verkündet und Recht gesprochen wurde. Hier wurden Diebe und

Räuber mit dem Tode bestraft und gehängt, Tötung oder Totschlag aber nur dann bestraft, wenn die Angehörigen des Getöteten Anzeige erstatten. Dann mußte der Mörder eine Entschädigung zahlen. Dieses Mann- oder Wehrgeld, wie man es nannte, richtete sich nach dem Stande des Getöteten. Für einen freien Mann mußte ein freier Hof bezahlt werden. Konnte der Totschläger das nicht, so „baute er das Elend“, das heißt, er ging in die Verbannung. Den Opfertod (öffentliche Verbrennung) erlitten Heerflüchtige, Sklaven und Kriegsgefangene, die sich schuldig gemacht hatten. Die Landesverräter wurden gehängt, Feige und Wollüstige in Sumpf oder Moor geworfen, Spione und Zauberer wurden ebenfalls verbrannt. Nach unserer heutigen Rechtsauffassung hätten wir vieles einzuwenden, vor allem, daß Diebe höher bestraft wurden als Mörder. Doch die Achtung vor dem Leben war wohl bei unseren streitsüchtigen Vorfahren nicht so groß. Ob nicht auch bei diesen Rechtsprüchen manche Fehlurteile gesprochen wurden? – Wer könnte das heute nachweisen! –

Auf solchen Gautagen wurde auch der Heerbann aufgerufen, wenn feindliche Scharen das Land verwüsteten oder wenn der Gaugraf einen Überfall auf seine Nachbarn plante. So mußten sicher auch aus Wilmershusen einige freie Männer diesem Aufruf folgen und sich mit ihren Pferden und Waffen zum Kampf stellen. Die Unterhaltung der Truppe kostete Geld, Verpflegung und Kleidung. Da diese Feldzüge angeblich zum Schutze der Untertanen geschahen, ließ sich der Gaugraf alle Ausgaben von ihnen bezahlen. Auch die Hofhaltung dieses Grafen war oft sehr teuer. Da aber damals in den Dörfern Geld kaum vorhanden war, wurde Arbeitskraft geliefert. So mögen die „Frondienste“ entstanden sein, die dann später von den Feudalherren übernommen wurden. Die Abgabe des „Zehnten“ wurde von der Kirche eingeführt und später von den Feudalherren übernommen.

Ähnlich könnte unser Heimatdorf entstanden sein, doch wer möchte behaupten, daß es stimmt oder anders war? Sollten aber nicht auch in unserer Heimatde noch Gegenstände lagern, seien es Tonscherben, Hausgeräte, Knochen oder Waffen, die Licht in dieses Dunkel bringen könnten!

Jedoch danach zu suchen, wäre pure Zeitverschwendung. Solange nicht der Zufall etwas zu Tage fördert, kann nur die Phantasie ein wenig weiterhelfen.

Wenn es stimmt, was in der Ortschronik von Sattenhausen auf Seite 228 zu lesen ist, daß König Otto III im Jahre 997 der Schwester des Bischofs Bernward von Hildesheim eine Königshufe in Wöllmarshausen schenkte,

dann war unser Ort zu dieser Zeit bei den Großen des Landes nicht mehr unbekannt.

Nur zu gerne würde etwas mehr berichtet werden über das Leben in unserem Dorf aus der Zeit des Mittelalters. Bisher hat das Suchen hier nach wenig Erfolg gebracht. Berichte hierüber setzen erst viel später ein. Man kann nur ahnen, daß die über Jahrhunderte andauernden Streitigkeiten der Ritter, Grafen, Herzöge und Bischöfe sich nicht vorteilhaft auf die Entwicklung des Dorfes ausgewirkt haben. Plünderungen brachten die Menschen immer wieder um ihre Habe und Krankheiten, Seuchen wie die Pest, vernichteten oft ganze Siedlungen. Die Leute lebten von dem, was sie selbst erzeugten. Geld besaß kaum jemand. Infolge der schlechten Wegeverbindungen lebte man vor sich hin, mit nur ganz geringer Verbindung zur Außenwelt.

Manche Gehöfte wurden wieder wüst, so die meisten in dem Nachbarort Herveshusen, etwa einen Kilometer westlich von Wöllmarshausen. Die Gehöfte unterhalb der Gartebrücke um den jetzigen Hof Büttner waren wohl ein Teil davon, weil die Ländereien im jetzigen „Herberhäuser Felde“ liegen.

Ebenso erging es der ehemaligen Ansiedlung „Rode“, einen Kilometer nördlich von „Herveshusen“, etwa dort, wo jetzt die ehemalige Domäne Niedeck liegt. Der „Rodweg“ oder besser gesagt, der Weg nach „Rode“, der in unserer Flurkarte eingezeichnet ist, erinnert daran.

7. Niedeck

Früher „Niedegge“ geschrieben, ist eigentlich der Südteil des Kronenberges in der Niedecker Staatsforst. Hier stand einmal die längst verfallene Burg Niedeck, in ihrer Blütezeit mit starken runden Türmen und mit tiefen Gräben umgeben. Vor 200 Jahren war Burg Niedeck schon lange verfallen und heute findet man keinen Stein mehr davon.

Der aufmerksamen Leser wird sich Gedanken darüber machen, woher dieser Name kommt, den es doch im ganzen norddeutschen Raum nicht noch einmal gibt. Vermutlich gibt es dafür folgende Erklärung:

Die Herrn von Zähringen waren in der Gegend von Freiburg im Breisgau sowie im Elsaß und in der Schweiz begütert. Berthold von Zähringen, welcher der Sage nach in der Nähe der damals schon verfallenen Burg Niedeck in der Schweiz einen Bären erlegt hatte, freute sich so über sein Jagdglück, daß er an der Stelle ein Dorf gründete, aus dem die Stadt Bern, die Hauptstadt der Schweiz entstand. Als Dank dafür unterhält heute noch diese Stadt, unweit der Aarebrücke, in einem massiven Käfig einige Bären.

Ein Nachkomme dieses Berthold, Otto der Schwarze, der aus seiner Heimat fliehen mußte, kam durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Norddeutschland und erhielt vom Welfenhause die Erlaubnis, diese Burg zu bauen, die er Niedeck nannte, in Erinnerung an die Burgen seines Stammes in Süddeutschland. Hierzu gehörten die Lehnsdörfer Groß- und Klein Lengden, sowie das Vorwerk Rode. Die Burg soll um das Jahr 1220 erbaut worden sein. Möglich ist auch, daß der Herzog von Braunschweig die Burg baute, um seine Grenzen besser zu sichern und Otto als Burgmann einsetzte.

Nach der Sage standen die Herren der Niedeck mit den Herren der Gleichen im Bunde. Man soll am Turm eine Laterne aufgehängt haben, wenn man Hilfe benötigte.

Nach einer anderen Aussage sollen die Herren von Niedeck auch zeitweise mit den Besitzern der Gleichen in Fehde gelegen haben. Beides ist wohl für die damalige Zeit denkbar, denn die Nachkommen des Otto von Niedeck waren rauflustig und lebten nicht nur mit ihren Nachbarn im Kampf, sondern sie kamen auch durch ihre Plünderungen mit den umliegenden Städten und dem Herzoge von Braunschweig in Konflikt. Da dieser aber die Schnapphähne nicht allein bezwingen konnte, verbündete er sich mit den Städten Göttingen, Mühlhausen, Heiligenstadt und Witzenhausen,

zog mit einer Streitmacht zur Niedeck, eroberte die Burg und verjagte ihre Besitzer.

Niedeck kam nun als Lehen an die Herren von Kerstlingerode, die es bis 1592 behielten.

Im Jahre 1616 erbauten die jetzt zuständigen Pfandinhaber von Veltheim an Stelle des wüst gewordenen „Rode“ ein Wohnhaus und verließen die Burg, die dann schnell verfiel, weil man aus den Steinen Kalk brannte. Die neue Ansiedlung nannte man „Neue Niedeck“ zum Unterschied zur Burg „Alte Niedeck“.

8. Sagen, Sitten und Gebräuche aus unserer Heimat

Wenn auch manch abergläubischer Brauch der früheren Jahrhunderte in unserer Zeit glücklicherweise beseitigt wurde, so ist doch andererseits zu bedauern, daß manche originellen und naiven Gebräuche, die im Leben unserer Vorfahren eine hervorragende Rolle spielten, in der Gegenwart mehr und mehr in Vergessenheit geraten.

Möchten wir nicht alle etwas träumen und uns entführen lassen in die Welt der Vergangenheit? Sehen wir uns nicht alle im Kino, Theater oder Fernsehen Stücke an, welche uns eine verzauberte Welt vermitteln, die es in Wirklichkeit nicht gibt, von der wir dann hernach sagen, sie sei schön gewesen? Hören unsere Kinder und wir selbst nicht gern Märchen von Riesen und Zwergen, Elfen und Drachen, von Frühlings- und Liebesboten, von Sagen und Legenden also, die in altgermanischer Denkweise wurzeln? Mehr noch als in den Städten hat sich auf dem Lande so manche alte Sage und Sitte erhalten, die uns einen tiefen Blick in das Herz unserer Ahnen werfen lassen und uns mahnen, ihrer nicht mit verächtlichem Lächeln sondern freundlich zu gedenken.

Beim Übergang zum Christentum im achten Jahrhundert baute man auf den Opfer- und Thingstätten der Germanen Kapellen und Kreuze, damit das Volk an die Orte, an die es einmal gewöhnt war, um so lieber zurückkehrte. Die Umzüge mit Götterbildern verwandelte man in Prozessionen und Wallfahrten. Die Götter stellte man als Teufel oder Unholde dar. So verschwand nach außen hin im Volke das Verständnis für die Göttersagen mehr und mehr, aber, da dieselben nicht aufgeschrieben waren, pflanzten sie sich im Volksmunde als Märchen und Legenden fort. Die Götter treten darin als Könige, Riesen und Zauberer auf.

Die Germanen verehrten die Kräfte der Natur. Jeder Stand hatte seine eigene Gottheit; der kriegerische und jagdlustige Adel verehrte den Wodan, der fleißige Bauer den Donar, die sittsame Hausfrau die Freia. Ihre Feste feierten sie zu Beginn der Sonnenwenden.

Um die Zeit des fünfundzwanzigsten Dezember beging man das „Julfest“, welches allerdings zwölf Nächte dauerte. Dazu wurde die Halle des Hauses mit immergrünen Pflanzen wie Tannen, Mispeln und Eiben geschmückt. Diese Bäume und Sträucher sollten Sinnbilder dafür sein, daß ein Leben in der Natur auch im erstarrenden Winter nicht aufgehört habe. Zudem wollte man den Göttern, die zu dieser Zeit bei den Sterblichen Einkehr hielten, den Aufenthalt im Hause angenehm machen.

Bei Gedanken an das „Julfest“ entsteht wohl bei den älteren Lesern ein leichtes Schaudern. Es gab einmal eine Zeit, nämlich zwischen 1933 und 1945, in der sich Leute von der Kirche lossagten und den germanischen Menschen in seiner Überheblichkeit propagierten, da man versuchte, christliche Feste durch germanische zu ersetzen. Doch man hat bei der versuchten Wiedereinführung des „Julfestes“ Schiffbruch erlitten. Die große Masse des Volkes blieb der Kirche treu und feierte auch in der Nazizeit das Weihnachtsfest.

Wenn wir heute unseren Mitmenschen einige gesegnete Weihnachtstage wünschen, so liegt in dem Wort ein Widerspruch, denn -nachtstage gibt es nicht. Wir müssen daraus schließen, daß hier eine Vermischung der germanischen und christlichen Sitten vorliegt, weil die Germanen ihre Zeit nach Nächten und nicht wie wir nach Tagen bestimmen.

Aus dem „Julfest“ wurde dann schon zur Zeit der Heiden die „wihe nachten“, die den Göttern geweihten Nächte.

Der Christbaum, einmal germanischen Ursprungs, erinnert uns heute an den Baum des Lebens im Paradiese, der uns durch die Geburt Christi wiedergeschenkt wurde. Die Lichter am Baum bedeuteten bei den Heiden, welche die Tanne durch Fackeln erhellten, die Wiedererneuerung des Sonnenlichts in der Zeit der Wintersonnenwende, für uns aber ist Christus der Bringer des Lichts. Für die Germanen bedeuteten die Früchte, (Äpfel), die sie in den Tannenbaum hängten, ein Opfer für die Götter, denn die Göttin „Iduna“ reichte in Walhalla den gefallenen Helden die Äpfel der Verjüngung dar, ohne die selbst die Götter altern würden. Die Äpfel, die wir Christen in den Weihnachtsbaum hängten, diese Sitte ist auch fast verschwunden, erinnern uns an Adams Apfelessen im Paradiese. Die Tiere aus Lebkuchen im Baum, auch die hängt man heute kaum noch hinein, sind bei den Germanen ein Sinnbild für die Opfertiere, uns aber eine Erinnerung an die Tiere im Stall zu Bethlehem.

So sind vielfach die Sitten unserer heidnischen Vorfahren lebendig geblieben, teils unerkant als einfache Gewohnheit, teils umgedeutet und im christlichen Sinne verändert.

Zum Andenken an den Jahresring (jeder Baum bildet jedes Jahr einen neuen Ring in seinem Holze) hat man bei unseren Vorfahren Ringe aus Honigkuchen gebacken. Nach Einführung des Christentums backte man in diesen Ring das Kreuz hinein. So sollen unsere Krengelein entstanden sein.

Den Weihnachtsmann gab es als Knecht Ruprecht bei den Heiden schon, er war der Vertreter des Gabenspenders Wodan. In christlicher Zeit hat er

sich als St. Nikolaus, als Vertreter des gabenspendenden Christkinds, verwandelt.

Die Sitte, daß sich in den zwölf Nächten bei unseren Vorfahren weder das Wagenrad noch das Spinnrad drehen durfte, daß weder gebacken noch gewaschen wurde, daß das Haus sauber gehalten, daß man Gerichtsfrieden hielt, weil in dieser Zeit die Götter umgingen, ist alter germanischer Brauch, der sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat. Selbst das Finanzamt scheint diese alte Sitte zu kennen, denn es verschickt während der Weihnachtszeit weder Steuerbescheide noch Mahnungen. Auch das Durchwachen in der Christ- und Sylvesternacht ist alter Väter Sitte.

Da in der Zeit der zwölf Nächte die reicheren Germanen besonders mildtätig veranlagt waren, schenkten sie ihren ärmeren Mitmenschen reichlich Wurst, Speck, Schmalz und Butter sowie andere Lebensmittel. Dieser Brauch hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Noch im vorigen Jahrhundert kamen die Gänse-, Schweine-, Schaf- und Kuhhirten auf die Bauernhöfe, um ihre Neujahrswünsche darzubringen und Gaben, später in Geld, zu empfangen. Wenn wir heute noch Menschen, die für uns arbeiten, am Sylvestertage mit einer Geldspende bedenken, so ist das eine uralte Sitte.

Ältere Menschen aus unserem Dorfe können sich sicher noch erinnern, daß sie am Nachmittage des einunddreißigsten Dezember während des Glockenläutens die Obstbäume im Garten mit Strohseilen umwickelten, nur, es mußte heimlich und ganz still geschehen, damit sie im nächsten Jahre reichlich Früchte tragen. Diese Sitte grenzt zwar schon an Aberglaube, aber sie schadet niemanden.

Auch das Bleigießen in der Sylvesternacht, bei dem man aus den sich bildenden Figuren manche Zukunftsbilder ablesen kann, ist alter Brauch. Früher wurde das Blei durch einen stumpfen Reiserbesen gegossen.

Selbst in der Wettervorhersage hatten die zwölf „wihe nächte“ ihre Bedeutung. „Wie sich die Witterung vom 25.12. bis 6.1., dem Dreikönigstag verhält, so ist es das ganze Jahr bestellt.“ Jeder Tag bedeutet einen Monat, der 6.1. ist entscheidend, ist er trocken, ist die Vorhersage gültig, ist er feucht, so ist es trügerisch. Die Sprichworte: „Je gewaltiger der Sturm im Winter die Bäume rüttelt, um so fruchtbarer wird das Jahr“, „Je stärker es von den Dächern tropft, je mehr Milch geben die Kühe“, „Je länger die Eiszapfen herabhängen, um so länger wird der Flachs“ mögen bei uns wohl ein leichtes Lächeln bewirken, doch wir sagen ja heute noch „je härter der Winter, um so schöner der Sommer“ und „Je mehr Winterfeuchtigkeit der Boden erhält, je größer das Gras und je besser die Ernte.“

In den „Spinnstuben“ suchten die Frauen und Mädchen des Dorfes die lange Winterzeit durch geselliges Beisammensein, Spinnen am Spinnrad und Stricken der Wollsachen, wohl auch durch eine gemütliche Kaffeetafel, abzukürzen. An einigen Tagen der Woche ging es dann abwechselnd von Haus zu Haus und abends stellten sich die jungen Männer ein, die wohl von mancher Maid sehnsüchtig erwartet wurden. Dann stellte man das Spinnrad in die Ecke und allerhand Spiele verschönerten den Abend. Manchmal holte man sogar den Gänserich aus dem Stalle und ließ ihn mit verbundenen Augen im Kreis herumlaufen. Diejenige, zu der er läuft, geht sicher im nächsten Jahr als Braut zum Altar. Mit der Fastnachtsmusik, die im Februar im Saale der Gastwirtschaft stattfand, nahmen die Spinnstuben jedes Jahr ihr Ende.

In grauer Vorzeit war Ostern das Fest des einziehenden Frühlings zu Ehren der Göttin „Ostara“. Das Christentum gab dem Fest eine andere Bedeutung, nämlich der Auferstehung des Heilands aus dem Grabe. Beiden Deutungen ist der tiefere Sinn gemeinsam: Im Winter wird vernichtet, was im Lenze erwachen soll, und christlich gesprochen: Der Tod vernichtet, um zu erneuern.

Man mag sich die Freude vorstellen, die bei unseren naturverbundenen Vorfahren einkehrte, wenn die Zeit der verschneiten Urwälder und der langen Winternächte vorbei war, in der sie untätig am Herdfeuer auf ihrer Bärenhaut liegen mußten. Mit der Osternacht begann für sie ein neues Jahr. Dann brannten die „Ostara Feuer“ auf allen Anhöhen; tanzende und singende Menschen bewegten sich um den lodernden Holzstoß. Niemand dachte in dieser Nacht an Schlaf. Bis lange nach Mitternacht sprang man um das Feuer, dann versuchte jeder, ein glühendes Holzstück zu erhaschen, um damit zu Hause das erloschene Herdfeuer für das kommende Jahr wieder in Gang zu setzen. Mit der Einführung des Christentums wollte man von dieser alten Sitte nicht lassen und bestimmte nun, daß das helle Feuer an das auferstandene Licht der Welt erinnern sollte. In diesem Sinne leuchten heute noch die Osterfeuer von unseren heimatlichen Bergen.

Ganz still und heimlich begaben sich unsere Vorfahren im Dämmergrau des Ostermorgens an einen sprudelnden Quell und wuschen sich unter andächtigem Schweigen Gesicht und Hände in dem vom Wintereis befreiten Wasser. Sie glaubten, daß ihnen durch diese Erfrischung neue Schöpfkraft verliehen würde. Noch im vorigen Jahrhundert war das heimliche Osterwasserholen gebräuchlich, weil man ihm Heilkraft nachsagte. Heute könnte man auch dieses Verhalten als Aberglaube belächeln, wenn man

nicht wüßte, daß auch Psychologie bei der Gesundung der Menschen oft eine große Rolle spielt und der Glaube oft Wunder bewirken kann.

Schon in ältester Zeit brachte man dem Gott Donar und der Göttin Ostara Eier als Opfer dar, gleichsam als Ursprung aller Geschöpfe und als Sinnbilder des neuen Lebens, das der Frühling aus der harten Schale des Winters hervorzaubert. Man malte sie rot und gelb an; die gelben als Sinnbild des Lichts für Ostara, die roten als Sinnbild der Feuerglut für Donar, mit der er durch Donnern die frostigen Eisriesen vertrieb. Diese Sitte ist durch das Verschenken und Suchen der Ostereier an und durch unsere Kinder lebendig geblieben. Auch den Pastören und Lehrern des Dorfes, die in den vergangenen Jahrhunderten von einem kärglichen Gehalt leben mußten, schenkte man zur Osterzeit, wenn die Hühner gut legten, etliche Körbe mit Eiern. Da diese Abgaben regelmäßig erfolgten, wurden sie mit der Zeit zur Gewohnheit und aus der Freiwilligkeit wurde eine Pflicht, die dann sehr lange bestand. Nach unserer Verkoppelungsniederschrift von 1876 kann man lesen, daß das von Uslarsche Gut in Wöllmarshausen der Schulstelle jährlich 1 1/4 Himpten Roggen, 2 1/2 Brote zu je acht Pfund, 5 Ostereier und eine Mark und fünf Pfennige zu liefern hatte.

Aber es gibt auch noch andere Zeichen, die im Frühling das Herz der Menschen erfreuten und auch jetzt noch erfreuen. Sehnsüchtig sucht man nach dem ersten Veilchen, weil es mit seinem Duft und seiner Blüte uns heute noch als erste Blume des Frühlings den Beweis erbringt, daß die Erde lebendig ist. Auch der Kuckuck ist unwiderruflich ein Bringer des Lenzes, denn wenn er ruft, schneidet die Mutter den Schinken an, weil er dann ausgereift ist.

Auch zu Ehren der Götter feierten die Germanen das Maifest, wenn sie ihre Winterwohnungen verließen und zu neuen Weideplätzen aufbrachen. In der Sitte hat es sich erhalten, daß der Bauer am ersten Mai das Vieh auf die Weide treibt. Das Fest fiel zusammen mit den Mailagern und den Gerichtssitzungen, die auf den Malstätten abgehalten wurden. Auf einem Platz, meistens auf einem Berge gelegen, der auch gleichzeitig dem Markt und dem Gelage diene, standen Malzeichen: ein schattiger Baum, eine Eiche oder Linde. Wenn heute noch junge Burschen ihrer Auserwählten einen Maibaum in der Nacht zum ersten Pfingsttag vor die Tür setzen oder wenn in manchen Gemeinden am 1. Mai auf dem „Thie“ ein solcher Baum aufgestellt wird, so sollte man auch einmal daran denken, das dies in Erinnerung an den Baum auf der Malstatt geschieht. Man setzt eine uralte Sitte

der Väter fort, nimmt heute aber eine Birke, weil sie im Frühling schneller ergrünt.

An dieses altdeutsche Maifest knüpft sich die Sage von dem Ritt der Hexen nach dem Blocksberge (Brocken), der nach dem Volksglauben in der Nacht zum ersten Mai stattfindet. Auf dem Brocken feierten die umwohnenden Sachsen ihr Frühlingsfest. Obwohl sie schon zum Christentum übergetreten waren, eilten sie nach wie vor zu diesem Berge und ließen sich von ihrer alten Gewohnheit nicht abbringen, trotzdem ihnen Karl der Große, der Bringer des Christentums, harte Strafen angedroht hatte. Als dann Wachen rund um den Berg aufgestellt wurden, die den Marsch nach der Malstatt verhindern sollten, schlichen sich die Festteilnehmer in allerhand Verkleidungen gespensterlichen Aussehens und unter furchterregendem Gekreische durch die Postenkette, da mancher dieser Männer in den dunklen Tannenwäldern des Harzes aus Angst seinen Posten verlassen hatte.

Aus dieser Geschichte entstand dann die Sage von den auf Besen, Elsterschwänzen, Mist- und Ofengabeln sowie auf Ziegenböcken nach dem Blocksberge reitenden Hexen.

Auch ist es nur eine Sage, daß die Hexen auf ihrem Hin- und Rückfluge gern ihr Zauberwerk ausüben und man sie mit allerhand listigen Mitteln vertreiben müsse.

Leider ist die Sage von den Hexen, der Name ist aus dem Wort Hainbesucherinnen oder Hägesen entstanden, im Mittelalter zu einem bösen Aberglauben ausgewuchert, da in dieser Zeit manche schöne Frau aus Eifersucht oder, weil sie anders dachte als die Masse der Frauen, als Hexe verschrien und auf dem Folterrad oder dem Scheiterhaufen endete.

Der Sommer hatte auch seine alten Regeln. Eine davon hört man heute auf dem Lande noch oft: Wenn es am Siebenschläfer regnet, (27. Juni), regnet es sieben Wochen lang. Ob es stimmt, soll der Beobachtung des Lesers überlassen bleiben.

Nach der Ernte ließ man am Ende eines jeden Feldes Getreide ein kleines Stückchen stehen, damit der Schimmel Wodans zu fressen hatte, wenn sein Herr mit ihm zur Herbstzeit als wilder Jäger auf den Feldern Rast machte.

Das Fest des Erntepfers hat sich in Erntebier verwandelt. Der Erntekranz wurde früher auf dem Hausaltare niedergelegt, später am Scheunentore befestigt, heute sieht man ihn kaum noch im Dorfe.

Das Martinssingen ist kein germanischer Brauch, soll aber erwähnt werden, da es nun auch schon eine Jahrhunderte alte Sitte ist.

Dem Kriegs- und Adelsgotte Wodan war die Linde geweiht. Aus Lindenholz war der Schaft der Kriegsfahne. Auf alten Gerichtsstellen, fast auf jedem „Thie“ im Dorfe und an alten Burgruinen standen Lindenbäume als Wahrzeichen. Vereinzelt stehen sie heute noch unter Naturschutz. In späterer Zeit aber war der schattige Platz unter der Dorflinde der Ort, wo sich alt und jung nach getaner Arbeit ausruhten und sich an Spiel und Tanz erfreute. Das besagen unsere Volkslieder, bei denen die Linde eine hervorragende Stelle einnimmt. So haben sich auch früher schon die Zeiten geändert.

Einige andere Sitten sollen diesen Bericht beschließen:

Beim Legen der Erbsen im Frühjahr nimmt man stillschweigend drei Erbsen in den Mund, während man die anderen in die Erde legt, dann werden sie weder von Hühnern noch von Tauben herausgescharrt.

Beim mengen des Brotteigs macht die Mutter drei Kreuze auf den Teig, damit ihn die Hexen nicht verderben.

Beim Richtfest wirft der Zimmerpolier, nachdem er den Richtspruch sagte, das Glas, aus dem er den Wein geleert, über den Kopf hinter sich in Stücke, damit das Unglück aus dem Hause fernbleiben möge. Dasselbe tut auch die Braut nach der Trauung beim Eintritt in das Haus zu demselben Zweck.

Noch einige Sagen sind an anderen Stellen dieser Schrift eingefügt. Auch sie mögen den Leser erfreuen und ihm einen Einblick nicht nur in das Leben und die Arbeit unserer Vorfahren, sondern auch in ihr Herz vermitteln.

Zwei Erkenntnisse sollten wir aus diesen alten Sagen, Sitten und Gebräuchen ziehen: Was einmal in der Seele eines Volkes gewachsen und darin eng verwurzelt ist, läßt sich nicht mit Gewalt ausrotten, denn als Karl der Große die alten Überlieferungen der Sachsen anfangs mit Gewalt, mit Mord und Tod vernichtet hat, ist er auf erbitterten Widerstand gestoßen und erst, als er sie im christlichen Sinne umwandelte, führte sein Wirken zum Erfolg, denn selbst Wittekind, sein größter Widersacher, ließ sich taufen. Die zweite Erkenntnis sollte sein, daß das, was von den alten Sitten einmal im Volke gestorben ist und durch andere ersetzt wurde, nicht wieder eingeführt werden kann, denn das deutsche Volk hat in der Nazizeit die Einführung des „Julfestes“ auch innerlich abgelehnt und ist bei dem christlichen Weihnachtsfest geblieben.

9. Unsere Städte

Machen wir noch einen kurzen Ausflug in unsere Städte, denn auch sie gehören mit zu unserem engen Heimatbilde. Bis zum 12. Jahrhundert gab es in unserem Lande nur ländliche Bevölkerung. Dann aber, infolge der Zersplitterung des niedersächsischen Landes, wollte jeder Fürst Orte haben, auf die er sich in Zeiten der Not verlassen konnte, befestigte Orte, die dem Feind den Weg versperrten, möglichst an der Landesgrenze. Zum anderen aber gründeten Herzöge und Fürsten Städte, um ein Gegengewicht zu schaffen gegen das immer mehr aufbegehrende Rittertum, denn in der Zeit des Faustrechts verweigerte dieser Adel ihnen nicht nur öfter den Gehorsam sondern zog manchmal sogar gegen sie in den Kampf.

Diesen Orten wurde das Stadtrecht verliehen, das heißt, das Recht, eine eigene Verwaltung zu errichten, den Ort durch eine Stadtmauer oder durch einen Wall zu schützen, Markt zu halten, vom Land- und Gaugericht ausgenommen zu sein und eigenes Gericht zu halten, Bier zu brauen.

Das Wort „Stadt“ , das ursprünglich Ruhe- oder Wohnstätte bedeutete, bekam jetzt einen anderen Wert im deutschen Sprachschatz. Vorher bezeichnete man das Wort „Burg“ als befestigte Wohnstätte. Daher kam der Name „Bürger“. Trotz der besseren Entwicklung der Städte gegenüber dem Lande im Laufe der Jahrhunderte blieb der Name „Bürger“ für alle Menschen in Stadt und Land in der deutschen Sprache erhalten.

10. Die Herren von Kerstlingerode und ihre Nachfolger

Ob die Sage von dem Kreuzträger Karls des Großen, der sich im Gartetal niederließ, den Ort, an dem er wohnte und sich selbst „Christlingeroda“ nannte, der Tatsache entspricht, weiß selbst der Pastor Heise aus Bischhausen nicht einwandfrei zu beantworten, der im Jahre 1724 die Chronik des oben genannten Geschlechts niederschrieb. Sicher ist, daß Heise III. von Kerstlingerode im Jahre 870 n. Chr. hier gelebt hat. Das Geschlecht war nicht nur reich, sondern auch sehr einflußreich an verschiedenen Fürstenhöfen, sowohl als auch bei der Kirche. Der Güterbesitz erstreckte sich vom Eichsfeld bis nach Thüringen, vom Garte- bis ins Leinetal und bis nach Gieboldehausen. Die Herren waren Gerichtsherren des Gerichts Garte mit den Dörfern Rittmarshausen, Kerstlingerode, Beinrode, Bischhausen und Weißenborn. Von 1320 bis 1592 besaßen sie das Pfandlehen der Burg Niedeck, wo sie auch zeitweise wohnten, mit den Orten Groß- und Klein-Lengden und der Siedlung Rode. Sie bauten im Jahre 1089 eine Kirche in Kerstlingerode und begannen 1583 mit dem Bau der Burg in Rittmarshausen, die aber bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1641 noch nicht fertig war. Auch besaßen sie Lehen in Geismar und den Toren der Stadt Göttingen wie die Wüstung Klein-Kerstlingerode, jetzt Kerstlingeröder Feld genannt. Es ist hier nicht der Ort, den Stammbaum dieses Geschlechts nachzuweisen, vielmehr wollen wir uns mit Auszügen aus der Chronik des oben genannten Pastors Heise begnügen, die das Leben der Herren mit ihrer Umwelt aufzeichnen, haben sie doch über acht Jahrhunderte die Geschichte in unserer Heimat mit gestaltet.

Im Jahre 1604 erhielten die Herren von Kerstlingerode aus ihren Besitzungen insgesamt: 802 Malter, 4 Himten und 3 Metzen Frucht, worunter 392 Malter, 3 Himten und 1 Metze Rocken, 393 Malter und 2 Metzen Haber, 8 Malter und 1 Himte Weizen, 6 Malter Gersten und 3 Malter Dinkel (Weizen) waren. Außerdem 597 Thaler, 2 Groschen und 4 Pfennige bares Geld, 62 Gänse, 545 Hühner, 182 Schock Eyer und 1 Pfanne Salz.

Schon hieraus ist zu ersehen, daß der Besitz groß gewesen sein muß, denn es war für die damalige Zeit eine stattliche Einnahme.

Henrich von Kerstlingerode nahm Beate, eine Tochter Diederichs von Uslar, zur Frau und wohnte mit ihr in dem Heisen Haus auf den Altengleichen. Er bekam zur Morgengabe, das heißt als Aussteuer seiner Frau, den vierten Teil aller Güter, die zum Hause Altengleichen gehörten. Hieraus

sind wohl die verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses von Uslar zum Hause derer von Kerstlingerode abzuleiten.

Ein wundersames Ereignis hat sich in den Jahren 1466/67 zwischen den Einwohnern der Stadt Göttingen und den Herren von Kerstlingerode zuge- tragen:

Schon seit langer Zeit war den Göttingern der Besitz der Herren, Klein-Kerstlingerode, vor ihrem Tore, jetzt Kerstlingeröderfeld und die nahe Burg Niedeck, ein Dorn im Auge. Nun glaubten sie, die Zeit wäre gekommen, um die Herren zu vertreiben und bauten auf den damals noch wüsten Grund und Boden von Klein-Kerstlingerode einen Wartturm, ähnlich wie die Die- marder oder Roringer Warte. Diesen nannten sie aus Hohn und Spott den „Käsenapf“, um damit anzuzeigen, daß die von Kerstlingerode zu schwach seien, ihnen diese Handlung zu verwehren. Dann aber zogen an einem Dienstag in der Frühe im Jahre 1467 Thilo und Otto von Kerstlingerode mit einer großen Mannschaft aus ihren Lehnsdörfern an der Garte nach Klein-Kerstlingerode, zerstörten den „Käsenapf“ und machten ihn dem Erdboden gleich. Als dieses noch am gleichen Tage die Göttinger erfuhren, sind sie zornig geworden, mit einhundert Reitern und vielen Leuten zu Fuß ausge- zogen und haben sich mit den Kerstlingeröder Leuten derart herumgeschlag- en, daß nur ganz wenige ohne Verletzung davongekommen sind. Dabei haben die Göttinger zwei Knechte der Junker als Gefangene mitgenom- men. Die Städter gaben sich nicht zufrieden, zogen vor ihr Rathaus und forderten den Rat auf, der sich aus der Sache heraushalten wollte, das Ni- kolaitor zuzumauern und mit gewaffneter Macht zur Niedeck zu ziehen und die Burg zu zerstören. Andernfalls würden sie das Rathaus erstürmen, alles, was darin lebendig gefunden, töten und die Leichen den Hunden zum Fraß vorwerfen. Der Rat in seiner Not willigte ein, und so zog dann ein großer Heerhaufen von Göttingern vor die Burg Niedeck. Nach und nach fanden sich dann besonnene Leute, welche die aufgeregten Belagerer beruhigen konnten. So zogen sie wieder in ihre Stadt zurück. In Verhandlungen, die in Northeim und später im Kloster Reinhausen stattfanden, ist der Streit beigelegt worden.

Das ist wirklich geschehen. Uns könnte dieser Vorgang wie ein Schild- bürgerstreich vorkommen, wenn er nicht zugleich zeigte, wie die schwelen- de Wut und der Haß zwischen den Städtern, insbesondere den Kaufleuten und Patriziern einerseits und dem Landadel andererseits gelegentlich zum Ausbruch kam.

Mit dem Tode von Otto Christoph, dem letzten männlichen Nachfolger, am 5. August 1641, ist das Geschlecht von Kerstlingerode ausgestorben. Seine Witwe, Frau Beate geb. von Hopfgarten, verheiratete sich in zweiter Ehe 1644 mit dem Oberstleutnant Hans Albrecht von Westernhagen und starb 1648. Sie gab die Überreste des einstigen Amtssitzes in Kerstlingerode, der nach Rittmarshausen verlegt war, als Patengeschenk an die Tochter ihres Verwalters Ludolf Werner. Es war der sogenannte „Weiße Hof“, jetzt Eikenberg, früher Hermann Köhler.

Von dem Kerstlingeröder Geschlecht lebte noch ein Fräulein Anna Maria, die sich 1645 mit dem Herrn Heinrich Christoph von Hopfgarten verheiratete. Letzterer trat den Besitz des Gerichts Garte, den er bis dahin verwaltete, für 16 000 Reichstaler im Jahre 1652 an den Herzog von Braunschweig ab. Obwohl ihm nachgesagt wurde, daß er ein gerechter, frommer und gütiger Herr gewesen sei, kam er einmal mit den Einwohnern von Rittmarshausen in Konflikt. Der Grund dafür war folgender:

Die Dorfschaft hatte am Sonnabend vor Pfingsten 1651 ein Faß Bier erhalten, welches der Gemeinde am Pfingstmontage vom Dorfschulzen und den Vorstehern unter der Linde auf dem Thie, vor dem Gute Rittmarshausen, zum Verzehr gespendet wurde. Um die Stimmung anzuregen, hatte man zwei Sackpfeifer (Dudelsäcke) bestellt, die zum Tanze und zum Trinken aufspielten. Der Herr von Hopfgarten schickte seinen Gerichtsvogt zu der Gesellschaft und verbot die Lustbarkeit, weil es der damaligen fürstlichen Sabbatordnung zuwider wäre, doch keiner störte sich daran. Als dann der Vogt ein zweites Mal erschien und zehn Reichstaler Strafe androhte, fragte man ihn, ob fürstlicher Befehl da wäre, denn sonst zu parieren sie nicht schuldig wären.

Die Rittmarshäuser haben dann weiter getanzt und gelacht, sogar noch von Sattenhausen Bier geholt und einen Trommelschläger beordert, der den Lärm unter der Linde vergrößerte und den ganzen Dienstag noch gefeiert. Danach hat der Herr von Hopfgarten den Bauermeister und die Vorsteher zu sich kommen lassen und ihnen gemäß der fürstlichen Sabbatordnung zehn Taler Strafe zudiktiert. Als sie diese nicht zu zahlen bereit waren, wurden sie in Arrest genommen, bis sie von Gemeindegliedern eingelöst wurden. Die Dorfältesten haben dann bei der fürstlichen Regierung Klage erhoben, den Prozeß jedoch verloren.

Auch dieser Vorgang zeigt, wie groß die Kluft war zwischen Lehnsherrn und Untertanen und wie sich der innere Groll zuweilen Luft machte.

Der Herzog von Braunschweig belehnte 1652 seinen Kammerrat und Hofmarschall Christian August Feuerschütz mit dem Besitz an der Garte. Letzterer aber starb bald darauf. Seine Witwe heiratete 1656 den Hofmarschall von Hammerstein. Die Hochzeit wurde in Rittmarshausen in Gegenwart des Herzogs Wilhelm von Braunschweig gefeiert. Nach dem Tode ihres ersten Mannes mußte die Witwe Feuerschütz 1653 ein peinliches Halsgericht gegen eine Frau aus Weißenborn fällen, die ihren Ehemann auf Anraten einer alten Frau vergiftet hatte. Nachdem das Urteil von der Universität Marburg bestätigt war, wie das damalige Gesetz es befahl, wurde die Verurteilte unter der großen Linde in Kerstlingerode mit dem Schwerte hingerichtet.

Im Jahre 1661 wurde Falk Adolf von Uslar Eigentümer des Gutes Rittmarshausen. Er beendete den Bau der Burg. Die er fortan bewohnte. Seine Nachkommen blieben bis zum Jahr 1707 Besitzer.

Am 15. Januar 1707 erwarb Friedrich Wilhelm Freiherr von Schlitz, gen. Götz, das Gut und die fünf Gartedörfer. Er ließ die Wirtschaftsgebäude erneuern und baute im Jahre 1714 das heute noch stehende Schloß.

11. Die Grafen von Reinhausen

Wie zwei Könige überragen die beiden Gleichenberge die Erhebungen der Umgebung sowie das Garte- und Bremerkertal. Seit Jahrhunderten zieht es die Menschen aus den Dörfern der Umgebung und aus dem nahen Göttingen zur Sommerzeit auf diese Berge, um Blicke in die herrliche Landschaft zu genießen und um mit Bewunderung die Ruinen zu betrachten, die Zeugnis geben von den stolzen Ritterburgen, die einmal diese Berge krönten. Herrschend, wie die Gleichen (auf plattdeutsch „dä Chliechen“) in der Natur, so waren ihre Besitzer über die Menschen in den Dörfern um diese Berge herum.

Um die früheste Geschichte der Burgen ist schon viel gerätselt worden, doch, wann sie erstmals bebaut wurden und wer zuerst dort oben wohnte, kann mit Gewißheit wohl keiner sagen. In dieses Dunkel bringt der Abt Reinhard vom Kloster Reinhausen etwas Licht, indem er, vermutlich in den Jahren 1153 bis 1156, einen Bericht schreibt, aus dem folgendes zu entnehmen ist:

Ezike und Elle waren zwei sehr reiche Brüder und Grafen, die in Reinhausen und auf den Gleichen wohnten. Ezike verlor früh seine Erben und gab seinen Besitz an das Kloster Helmarshausen. Elle aber hatte vier Söhne: Konrad, Heinrich, Hermann und Udo (letzter später Bischof von Hildesheim) und zwei Töchter: Mathilde und Richenza. Da die Söhne des Grafen Heinrich, Meinhard und Pilgrim, die letzten männlichen Erben des Geschlechts, am kaiserlichen Hofe in Würzburg getötet worden waren, beschloss Konrad, Heinrich und Hermann mit ihrer Schwester Mathilde, ihre Habe in ein Chorherrenstift umzuwandeln. Da dies um das Jahr 1085 geschah, nimmt man an, daß die Burgen auf den Gleichen vor dieser Zeit, wenn auch nicht neu erbaut, so doch massiv ausgebaut und befestigt wurden. Als Mathilde den Grafen von Formbach und Windberg geheiratete hatte, verzog sie mit ihm nach Bayern. Hermann, als letzter männlicher Vertreter seines Geschlechts, wandelte im Jahre 1111 mit Genehmigung seiner Miterben dieses Stift in ein Kloster des Benediktinerordens um und bestimmte, daß das Patronat und Schirmrecht darüber stets dem Ältesten aus seiner Familie zustehen und nie einem anderen zum Lehen gegeben werden solle. So kamen die Gleichenburgen in den Besitz des Klosters Reinhausen. Hermann zog zu seiner Schwester nach Bayern und ist dort im Jahre 1122 gestorben.

12. Die Sage von der Entführung der Richenza

Der Tag der Hochzeit des Bayernfürsten Meginhard und der Gräfin Mathilde von Reinhausen und Gleichen war gekommen, und die Feier sollte auf den Gleichen gehalten werden. Viele Fürsten, Grafen und Herren von Adel und viele hochadelige Damen hatten sich zu diesem Freudentage eingefunden.

Der Himmel strahlte in wunderbarer Schönheit über Wälder und Felder, und über den beiden Schlössern war Friede und Freude ausgegossen. Da ertönte das Glöcklein zum Aufbruch in die große Burgkapelle. Der Zug kam aus dem Schlosse Altengleichen herab und stieg hinauf zum Schlosse Neuengleichen. Als der heilige Akt vorüber war, traten sämtliche Gäste ins Chor zum Brautpaare, verbeugten sich tief bis zur Erde und wünschten ihm Glück.

Zum Schluß trat aus seinem Stuhle ein sehr hoch gewachsener Mann, der alle die Helden einen Kopf an Größe überragte und als Pilger gekleidet war, hervor und beglückwünschte ebenfalls das edle Paar.

Der Zug ging nun in derselben Ordnung aus der Kapelle den Burgberg hinab auf den freien westlich gelegenen Platz. Hier war unter Gottes freiem Himmel der Speisesaal hergerichtet, von tausendjährigen, weitschattenden Eichen umsäumt. Alle setzten sich an die festlich geschmückten, reich belasteten Tafeln. An Richenzas Seite saß Graf Kuno von Hanstein. Wunderbar leuchteten die Damen im prachtvollen Schmucke. Doch gleich wie in einem Blumengarten tausende der schönsten Blumen durch des Gärtners Kunst gepflanzt sind, unter allem aber die Blumenkönigin, die Rose in üppiger Pracht hervorstrahlt, so prangte unter allen Damen die Schönste der Schönen, die Schwester der Braut, die zarte sechzehnjährige Jungfrau Richenza.

Ihr reiches, blondes, durch ein goldenes Stirnband zusammengehaltenes Haar wallte in Locken den Nacken bis zur Kniekehle herunter, und ihr blaues Augenpaar blickte so unschuldig in die große Versammlung hinein, daß alle Blicke auf Richenza ruhten. Die glücklichste Stelle glaubte Graf Kuno von Hanstein zu haben, der ihr zur Linken saß.

Auch der Pilger, der seine Glückwünsche dargebracht, war vom alten Graf Elle, dem Vater der Braut, zu Tische geladen, nachdem er sich als Graf Burkhard von Luckenhein aus dem Hildesheimischen ausgewiesen. Er hatte, wie er sagte, unter Gottfried von Bouillon den ersten Kreuzzug nach dem gelobten Lande mitgemacht, war aber krank geworden und jetzt

auf dem Wege in seine Heimat, um von seinen alten geliebten Eltern den Segen zu empfangen und ihnen die Augen zuzudrücken. Aus Dankbarkeit gegen Gott für seine Wiedergenesung hatte er sich entschlossen, die Heimkehr zu Fuß als Pilger anzutreten. Ihm war an der Tafel der Platz rechts neben Richenza angewiesen.

Richenza schenkte dem Pilger und seinen Erzählungen vom heiligen Lande unter allen Gästen am meisten Aufmerksamkeit, und es schien ihr nicht recht zu sein, wenn sie von ihrem Tischnachbarn zur Linken, dem Grafen Kuno von Hanstein, im Zuhören gestört wurde. Aber auch der Pilger schien sich glücklich zu fühlen, eine so aufmerksame Zuhörerin zu haben. Auf Richenza machte es einen guten Eindruck, daß er so viele christliche Frauen, Jungfrauen und Kinder aus Türkenhänden gerettet hatte.

Große Massen der schönsten Gerichte wurden genossen, aus großen Humpen und Trinkhörnern Bier und Wein getrunken, dazu der laute und immer lauter tönende Trompetenklang und dazwischen der weit schallende Kriegesgesang. Mit einem Male war alles still – alles schwieg. Ein Sänger mit langem Talare trat in den Kreis. Der Landgraf von Thüringen, bei welchem er sich auf der Wartburg aufgehalten, hatte ihn zur Verherrlichung des Festes mitgebracht. Wie sehr lauschten alle Gäste, als er in die goldenen Saiten griff und Lied auf Lied von seinen Lippen quoll; und alle Lieder hallten in Richenzas Herzen wider. Dann beendete er seinen Gesang. Graf Kuno seufzte tief auf und drückte Richenza die Hand. Auf ihrem Angesicht lag der Schimmer himmlischer Unschuld wie zartes Morgenrot.

Bald ertönte wieder Humpen- und Becherklang. Der Bräutigam, Bayernfürst Meginhart stand auf und zog den alten Schwiegervater Elle sowie seine Söhne zur Seite. Er äußerte bange Besorgnis, als ob während seiner Abwesenheit aus Bayern eine feindliche Schar gegen seine Burg zöge und Tod und Verderben verbreitete. Doch kaum hatte er es ausgesprochen, als der alte Graf sein Verlangen nach der weisen Seherin Aurinia aussprach, welche im Reinhardswalde an der Weser in einer Felshöhle ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Er wisse nicht, warum dieselbe nicht schon hier sei, da er sie doch eingeladen. Er habe von ihr zu wissen verlangt, ob er, weil er sich seit einiger Zeit kränklich fühle, vielleicht bald die Seinen verlassen müsse, besonders sei er um seine jüngste Tochter, die sechzehnjährige Richenza, besorgt. Was solle aus dem guten Kinde werden, wenn der Vater ihr nicht mehr zur Seite stünde, sie sei alsdann ganz elternlos. Er würde sich glücklich fühlen, wenn er ein eheliches Bündnis zwischen ihr und dem jungen Grafen Kuno von Hanstein, den sie zu lieben scheine, vor seinem

Tode noch segnen könne. Auch wolle er die Seherin noch fragen, ob der heimatliche Frieden noch lange bestehen oder bald eine Fehde ausbrechen werde.

Die übrigen Gäste ließen sich in ihrem Freudentaumel nicht stören. Doch mit einem Male, es war schon Mitternacht, kamen Boten; es waren Ritter aus Bayern. Sie brachten die Nachricht, daß dem Hause Formbach und Windberg eine Fehde angekündigt sei. Nach damaligen Brauche aber durfte eine solche nicht eher als drei Tage nach der Verkündigung begonnen werden. Sofort wurden Boten abgesandt nach den umliegenden Höfen und Dörfern, welche von den Grafen von Reinhausen und Gleichen Güter zu Lehen hatten. Jedes Lehnsgut und jeder Meierhof mußte einen Mann und ein Pferd stellen, für die Rüstung und Verpflegung sorgte der Lehnherr.

Bei der Hochzeit war eine große Störung eingetreten. Am folgenden Tage aber waren die Reisigen in voller Rüstung schon alle beisammen. Da traf auch die Seherin Aurinia ein, eine große hagere Frau mit langen weißen aufgelösten Haaren und tiefliegenden Augen, von einem schwarzen Pudel begleitet. Sie schlachtete sogleich eine Taube und weissagte aus dem Eingeweide lauter Glück und Freude.

Jetzt nahmen alle Helden Abschied und stiegen zu Rosse. Auch die neu vermählte Mathilde wollte nicht zurückbleiben, sondern ihren geliebten Ehemann bis in den Tod begleiten. „Ich werde an Deiner Seite kämpfen, und die Wegelagerer sollen erfahren, was eine norddeutsche Frau vermag“, sagte sie zu ihrem Ehemann. Kein einziger der anwesenden Ritter ließ es sich nehmen, das junge Ehepaar zu begleiten und dessen Feinde zu bekämpfen. Auch Kuno von Hanstein nahm Abschied von Richenza und sagte zu ihr: „Vielleicht muß ich auf dem Schlachtfelde verbluten, doch wenn ich wiederkehre, werde ich bei Eurem Vater um Eure Hand anhalten“. „Fürchtet Euch nicht, edler Graf“, sprach die hinzugetretene Seherin, „Ihr werdet bald zurückkehren und die hochadelige Richenza als Euer geliebtes Weib in die Arme schließen!“ Richenza trat errötend zurück. Die Seherin gab dem Kuno zum Abschied einen Buchenzeig. „So gewiß, wie dies ein Buchenzweig“, sprach sie, „wird Richenza Euer trautes Weib und durch Eure Liebe glücklich werden“. Richenza aber reichte sie einen Myrtenzweig und sprach: „Ihr werdet, brave Jungfrau, edle Gräfin, auf den Gleichen bleiben bis Kuno wiederkommt“. Richenza entgegnete: „Aurinia, greifet Gott dem Herrn nicht vor, er hat der Zukunft Schleier vor niemandes Augen weggezogen“. Da sprach die Wahrsagerin voller Entrüstung: „Wisset Ihr nicht, Gräfin, daß wir drei Schwestern, Valeda in einem hohen Turme an

der Lippe, Gamma, welche im Walde bei der Winzenburg wohnt und ich, Aurinia, aus dem Reinhardswalde, aus Odins Quell getrunken haben und Mittlerinnen zwischen den Göttern und den Menschen sind, daß wir stets die Zukunft verkündet haben, daß die Helden, ehe sie in den Kampf sich stürzten oder ein Weib sich nehmen, uns um Rat fragen und das alles, was wir vorhergesagt, eingetroffen ist?“ – Dann reichte sie dem jungen Ehemanne die Blume „Männertreu“ und seiner Gemahlin Mathilde die Blume „Vergißmeinnicht“. Alle schieden von besten Segenswünschen begleitet. Unter donnerndem Hufschlag verließen die Helden den Berg. Aber auch der Pilger machte sich auf. Diesem gab die Seherin einen Eichenzweig und sprach: „Reiset glücklich, tapferer Kreuzesheld, nun frommer Pilger, Ihr werdet glücklich Eure Pilgerfahrt beenden, nach einem Weib werdet ihr nicht verlangen, und Euer Andenken wird gesegnet sein!“

Dann ging Aurinia mit ihrem Pudel von dannen.

So war es auf den Gleichen ruhig und still geworden. Der alte Graf Elle blieb mit seiner Tochter Richenza dort. Zehn Dienstmännern sollten die Burg bewachen. Richenza ging jeden Abend vom Schlosse hinab auf den freien Burgplatz, wandelte dort unter den gewaltigen Eichen auf und ab oder setzte sich unter einer Buche nieder und sang Lieder zur Laute.

Eines Abends, als die letzten Strophen im Walde verklangen, hörte sie hinter sich eine Männerstimme: „Ihr steht gewiß in Gnade bei Gott, meine Fräulein!“ Sie sah sich um und gewahrte hinter sich einen riesig großen Mann, größer als alle die ihr bekannten Helden, mit einem Schuppenpanzer bekleidet und einem gewaltigen Helme auf dem Haupte. Sie schrie auf. Doch der Fremde trat näher, erfaßte ihre Hand und sprach. „Seid still, geliebtes Kind, Euer Kuno von Hanstein wird höchstwahrscheinlich nicht wiederkommen, denn der Kampf in Bayern wird ein sehr heißer sein. Ich will Euch angehören, Ihr sollt meine Herrin, das Kleinod meines Lebens werden, kommt mit mir, fürchtet Euch nicht!“ „Lieber will ich sterben, als meinen alten kränklichen Vater und meine Burg so heimlich verlassen, - fort von hier, Grausamer –“, erwiderte Richenza. „Nein, Ihr seid das Glück meiner Seele, edle Richenza. Ihr geht mit mir, nach wenigen Tagen seid Ihr mein geliebtes Weib, und Euren Vater werde ich schon, wenn wir durch den Segen der Kirche vereinigt sind, beruhigen!“ Plötzlich verbarg sich der Mond, eine schwarze Wolke goß dichte Finsternis über den Wald hinauf, und sogleich stürmten Reisige in voller Rüstung den Weg durch den Wald hinauf. Ein Reiter hatte ein zweites, reiterloses Pferd am Zügel. Der Fremde umschlang Richenza, hob sie auf das Pferd, auch er schwang sich auf

dasselbe und hielt sie vor sich mit seinem linken Arm umschlungen und fort ging es im Galopp durch die Täler von Wöllmarshausen, Sattenhausen, Landolfshausen, Waake, Holzerode und Spanbeck.

Plötzlich hielt der Zug vor einem Kirchlein still, in welchem ein Licht brannte. (Es war das ewige Licht vor dem heiligen Altarsakramente in der Kirche des Dorfes Leisenberg oder Lesenberg, eine halbe Stunde von Spanbeck. Heute ist von dem Dorf nichts mehr vorhanden.)

Graf Gerold, der Hüne genannt, stieg hier vor der Kirche vom Rosse herab, hob auch Richenza herab und sprach zu ihr in beruhigendem Tone: „Liebe Richenza, wir wollen jetzt in das Kirchlein gehen, da will ich dir geloben, daß ich Dich allezeit schützen werde!“

Als sie nun die Kirche betraten, sank Richenza ohnmächtig nieder. Der Hüne Gerold hob die Ohnmächtige auf sein Roß; schwang sich auf und so ging im raschen Trabe durch die dunkle Nacht nach Imbshausen.

Die Fehde in Bayern war nach drei Monaten beendet. Graf Hermann, Richenzas Bruder und Kuno, Graf von Hanstein kehrten mit ihren Mannen unverletzt in ihre Heimat zurück. Kuno eilte sofort mit seinem, wie er glaubte, zukünftigen Schwager, ebenfalls mit auf die Gleichen. Doch Welch ein Schrecken! Der alte Graf Elle war, nachdem er längere Zeit gekränkelt, aus Gram und Betrübnis gestorben und lag nun in kühler Erde. Doch noch größer war der Schrecken, daß die jugendliche Richenza verschwunden war. Alle schwuren, auf jede Weise den Räuber ausfindig zu machen. Der Bruder wollte die Ehre seines Hauses, Kuno seine zukünftige Braut retten.

Einige Wochen vergingen, da kam die Nachricht, daß Richenza von dem Hünen Gerold von Imbshausen geraubt sei und auf seinem Schlosse gefangen gehalten wurde. Hermann und Kuno erhoben Anklage bei dem Vorsitzenden des Ordalgerichts, dem Herren von Plesse. Das Ordal wurde auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Der Hüne Gerold wurde dorthin geladen. Der Tag erschien, das Gericht wurde auf dem Gerichtsplatze zu Renshausen, wo der Freistuhl stand, abgehalten. Damals stand mitten in der weitgedehnten Kreisfläche der Malstatt eine uralte Eiche, sechs Helden umspannten sie nicht. Vor derselben erhob sich ein riesiger Steinblock als Stuhl des vorsitzenden Richters. Auf beiden Seiten des Felsblocks standen je sechs Bänke von Stein für die adeligen Gerichtsbeisitzer. Nicht weit hiervon standen im Halbkreis noch vierundzwanzig Helden in voller Rüstung, mit Schuppenpanzer und Schuppenhelm, mit Speeren und wuchtigen Schwertern an der Seite. Die weitgedehnte Kreisfläche der Malstatt war durch einen niedrigen Steinwall umfriedet. Unmittelbar hinter diesem er-

hoben sich die Eichen des Urwaldes, deren verschlungene Äste und dichte Zweige rings um die Malstatt grüne Wände bildeten.

Von verschiedenen Himmelsrichtungen liefen Wege nach dem Gerichtsplatze, dessen verstampfter Boden die Häufigkeit der Ordalsversammlungen bezeichnete. An einer hervorragenden Stelle dieser Ordalsstätte breitete ein dürrer Baum seine blätterlosen Äste aus. Darin hingen die verbleichten Gerippe jener Verbrecher, welche an ihrem Gau oder in einer Fehde Verräter geworden waren.

Der Gerichtshof hatte Platz genommen. Der Vorsitzende, Herr von Plesse, saß auf seinem hohen Felsblock, bekleidet mit einem weiten Mantel, auf dem Haupte einen Eichenkranz, in der rechten Hand einen langen weißen Stab, die Beine übereinander geschlagen zum Zeichen der Ruhe, das Antlitz der Sonne zugewandt. Ebenso saßen die Beisitzer auf ihren zwölf Steinbänken, mit weißen Stäben in den Händen. Zur Rechten des Vorsitzenden standen, das Angesicht ihm zugekehrt, die beiden Ankläger, Graf Hermann und Graf Kuno; zur Linken, das Gesicht ebenfalls nach Norden gewandt, stand der Angeklagte, Graf Gerold von Imbshausen in seiner Hünengestalt. – Nachdem der Angeklagte aufgerufen und ihm die Anklage vorgehalten, wollte er sich rechtfertigen, konnte aber keine Beweise vorbringen, weshalb das Urteil ausgesprochen wurde: Es müsse zum Ordal geschritten werden. Es wurden neun glühende Pflugscharen gebracht, und Graf Gerold sollte die Feuerprobe bestehen. Da plötzlich entstand ein furchtbares Getümmel von einem Reitergeschwader. An der Spitze desselben sprengte eine schwarz gekleidete Dame in die Umkreisung der Malstatt und erklärte, sie sei Richenza, das Grafen Gerold Weib. Sie sei zwar entführt, aber nachher in Ehren und ohne Zwang dem Grafen angetraut. – Graf Gerold wurde freigesprochen. -

Doch nicht zufrieden war damit Richenzas Bruder, Graf Hermann von Reinhausen und Gleichen. Er sagte: „Graf Gerold hat meinen alten Vater vor der Zeit ins Grab gebracht, deshalb kündige ich Euch, Graf Gerold von Imbshausen, die Fehde an. Nach drei Tagen stehen wir uns mit den Waffen gegenüber!“ Kaum war die letzte Stunde des dritten Tages von dem Schloßturme verkündet, da kamen die Mannen in gewaltiger Anzahl von den Gleichen herunter. Durch Kundschafter hatte man erfahren, daß auch schon der Hüne Gerold auf dem Marsche sei. Beide Gegner trafen aufeinander im Walde von Neu-Waake. Es entbrannte ein furchtbarer Kampf. Der Abend war entsetzlich schwül, es hing eine schwere Wolkenschicht am Himmel, ein Unwetter verkündend. Das Gewitter kam näher, Blitze zuck-

ten durch den Urwald, Donner krachte, dazwischen lautes Geschrei und Schlachtgetümmel. Der Hüne Gerold mußte mit seinen Mannen weichen, er wurde auf die Hochebene gedrängt, immer tiefer in den Wald hinein, bis zu dem steilen Abhang, der noch jetzt Hünstollen heißt. Da schrie mitten in seinen Scharen die Wahrsagerin Aurinia und feuerte die Kämpfenden mit furchtbarem Kreischen zum Streite an. Mit einem Male sauste ein wuchtiger Schwerthieb von Kunos Hand und zerspaltete ihr den Kopf unter dem Rufe: „Sieh, alte Hexe, hast Du nun die Zukunft vorausgewußt? Hast Du gewußt, daß hier Dein vertrockneter Kopf zerschmettert würde? Fahre hin zu Deinem heidnischen Odin und klage mich bei ihm an!“ Und sie stürzte in den Schlund hinab, der in der Nähe war.

Die gegenseitigen Helden drängten sich wie ein Knäuel ineinander. Es war ein Schreien und Toben, ein Hauen und Morden, ein Donnern und Blitzen, als sollten die Berge zusammenstürzen.

Da öffnete der Hüne Gerold das Visier, es leuchtete ein Blitz über sein Angesicht und im Nu schleuderte Hermann von Reinhausen und Gleichen mit gewaltiger Hand den wuchtigen Speer ihm ins Gesicht, daß er, tödlich getroffen mit dem wild sich bäumenden Rosse in die Tiefe des Waldes hinabrollte. „Fahre hinunter, Du ehrloser Jungfrauenräuber,“ donnerte ihm Hermann nach, „fahre hinunter in die Hölle!“

Graf Hermann hatte die Schlacht gewonnen, die Ehre seines Hauses war gerettet. Als Richenza den Tod ihres Gatten erfuhr, drohte ihr Herz zu brechen. Sie warf sich vor, wenn sie ihrem Entführer mehr widerstanden hätte, hätte er sie vielleicht wieder in ihre Heimat zurückgeschickt, ihr Vater wäre dann nicht aus Kummer und Gram gestorben, die letzte Fehde zwischen ihrem Bruder und ihrem Gatten wäre nicht ausgebrochen und somit kein Menschenleben vernichtet worden. Von solchen Gewissensbissen gefoltert, eilte sie alsbald nach den Gleichen, warf sich im Trauergewande ihrem Bruder zu Füßen und rief in großer Verzweiflung: „Vergebung, lieber Bruder, Vergebung!“ Hermann hob sie auf, schloß sie in die Arme und sprach: „Ich verzeihe Dir, geliebte Schwester Richenza, möge Dir ebenso Gott verzeihen!“

Sie lebte noch einige Jahre der Buße auf den Gleichen, wo sie auch starb und im Grabgewölbe der Burg beigesetzt wurde.

Die steile Berghöhe, nördlich von Waake gelegen, heißt heute noch, weil der Hüne Gerold von Imbshausen dort seinen Tod gefunden hat, der Hünstollen. (Hünen oder Heunen, ein altdeutsches Wort aus der Vorzeit für Riesen oder Recken; Stol oder Stoll heißt Stuhl, deshalb Hünenstollen!)

13. Bruno von Gelliehausen und die Winzenburger

Nach dem Tode des Grafen Hermann fühlte sich der Abt Reinhard vom Kloster Reinhausen dem Zugriff seiner Nachbarn schutzlos ausgesetzt, weil sie versuchten, dem Kloster viele Besitzrechte zu nehmen.

Hierbei tat sich besonders ein Ritter Bruno von Gelliehausen hervor, der aus der Fremde gekommen war und von dem der Abt nicht weiß, ob er seinen Namen von dem Dorfe unterhalb der Gleichen annahm. Dieser Bruno nistete sich auf den Burgen ein, ohne dazu ein Recht zu besitzen. Andererseits wird angenommen, er sei aus Süddeutschland gekommen und von den Winzenburgern als Burgmann eingesetzt worden. Um den Räubereien Einhalt zu gebieten, bestimmte der Abt zu seinem Schutz den Ritter Degenhard von Bodenhausen, der aber entweder nicht den Willen oder nicht die Macht hatte, seine Pflichten nachdrücklich wahrzunehmen. Ob nun der Herzog von Braunschweig, Heinrich der Löwe, der sich betreffs der Burgen und des Klosters Reinhausen als Landesherr fühlte, obwohl eine Belehnung durch das Erzbistum Mainz nicht erfolgt war, den Bruno im Besitz der Burgen ließ oder ob, wie die Sage vom Hurkutstein berichtet, er ihn des Landes verwies, kann aus Mangel an Nachrichten nicht gesagt werden.

Der Sohn der Mathilde, Graf Hermann I. von Winzenburg hatte von seinem Oheim Udo, dem Bischof von Hildesheim, eine Besitzung bei Elze an der Leine als Lehen erhalten, die er die Winzenburg nannte. Er wurde aber später eines Mordes angeklagt und verlor seine Lehen. Seine Söhne Heinrich und Hermann II. von Winzenburg wurden wieder in die Lehnrechte eingesetzt, vermutlich deswegen, weil der Erzbischof von Mainz ein Interesse daran hatte, Grafen bayerischer Abstammung im Welfenlande zu sehen, um die aufstrebende Macht Heinrich des Löwen zu dämpfen. So wurden diese Winzenburger durch ihre Großmutter Erben des Klosters Reinhausen und damit auch der Gleichenburgen.

In einem Vertrag zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Sohn Heinrich des Löwen, Kaiser Otto IV, wurde im Jahre 1209 bestimmt, daß die Gleichenburgen, wahrscheinlich infolge ihrer Nähe zum Eichsfelde, abgebrochen werden sollten. Da aber der Kaiser bald darauf wieder mit dem Erzbischof in Streit geriet, ist wohl der Abbruch nicht ausgeführt worden. Erst ab 1239 blieben die Alten- und Neuengleichen durch ein Versprechen des Erzbischofs Siegfried III. gegenüber dem Enkel Heinrichs des Löwen welfisches Eigentum.

14. Wat miene Chrosmotter von dän Chliechen un dän Hurkutstan vertellt hät

Vor langer Tied, sau etwa in twölften Jahrhundert, sach et bäese ut im Chöttingschen Lanne. Räuber moken de chance Chejend unßicher. Aner von dän Schlimmesten was dä Ritter Bruno von Chelljehusen. Ha harre seek enne Tiedlang up dän Chliechenburgen innestet, was dann awer wejen Biener Räuberejen von Heinrich dän Löwen utem Lanne wesen, dreef Beck awer noch in dän Höltern ummeher. Up dän Chliechen wohne damals dä Ritter Winzenburg, dä dän Chelliehüschin in Tune halen konne, dä ower be Biene Leuen nich chaut annesahn was, Bau dat ße ohne alle uppcheßäten wörn.

Blat aner hill Biene Stange: Hurkut, met Vadersnomen von Waldhusen. Ssien Vater was in dän Krütztügen nan helljen Lanne tau Da komen. Mathilde von Ranhusen, dä Chrossmotter von dän Winzenburger, harre Hurkut als Flegekind uppenahmen un ohne taun dankbaren, ritterlichen Manne ertogen. Jetz wohne ha be dän Winzenborjer upp dän Chliechen.

Als Hurkut mal in dän ranhüschin Holte up dä Jagd ewest was, konn ha nich mäher ower dä Brücken von dän Wendebache na Hus, wal intwüschin chrat Water komen was un harre dä Brücken wegespult. Ha woll nu de Faute durch dat Water, kamm ower in ennen Strudel un wöre bale erdrunken. Da stund an dän andern Euwere dä Bruno von Chelliehusen. Trotzdem ha dän Hurkut wejen Biene Herrn fiendlich geßinnt was, toch ha ohne ut dä Flut ant Euwer. Bruno nutze dän chauen Agenblick, un lat Hurku schwären, dat ha ohne nitz dauen wöre, wenn ha ohne mal bechenen wöre. Wat Boll ha moken; doch düßßen Schwur hät Hurkut naher dat chance Lewen lang bereuen moßt.

No dreften Beck noch andere Räuber in dän Chöttingschen Höltern ünneher. Dä Chöttingschen un ä Winzenburger Leue schloten ennen Verdrach, un Ba vardreften düße Räuber. Denn feerchten se alle taußammen in Chöttingen en chratet Fest. Dana chingen dä Winzenburger wer up dä Chliechen un feerchten wejjer. Hurkut ower was et chenauch un ha ching upp dä Jagd. An dä „Hagen Lüchte“ (ein Bergzug im Reinhäuser Wald) drap ha dän Bruno wer. Dä erinnere ohne wer an Biene Schwur un da Hurkut en ehrlicher Mann was, dä Biene Wort hill, verschweg ha Biene Herrn, dat Bruno noch im Holte was.

No harre dä Chelliehüschin Bruno rutekrejen, dat ße upp dän Chliechen alle bedrunken wörn un met dän Dorwächter, dä upp dän Winzenburger

nich chaut de Spreeken was, awwesproken, dat ha öhne en Teiken chewen Bolle, wenn se up dän Chliechen alle int Bedde chan wören.

Midden in dä Nacht häre Hurkut en Jefluschere vor Biener Schlopkomern. Da stund ak alle Bruno vor öhne. Hurkut sprung upp un namm Biener Degen. Doch da erinnerchte öhne Bruno an Biener Schwur. Hurkut awer was kann Hasenfaut, ha varsparre Bruno dän Chang taun Schlopjemach von Biener Herrn. Doch et was alle de späte. Dä baden Mordchegessen, dä Bruno mehbrocht harre, kamen alle ut dän Schlopszimmer un draugen dän Winzenburger Biener Kopp anne Spieße. Dat konne Hurkut nich me anneßan un ha klappichte teßammen. Da jammerchte in de Schlopkomern von dän Winzenburger noch dän Biener Kind. Da Bruno dat chanze Jeschlecht utrotten woll, namm ha dän Degen von Hurkut un rannte dame dän unmündigen Kind int Harte. Obwoll dä Dorwart. Dä naher am Chaljen uppehänget word, dä chanze Schuld upp Beck namm, word Hurkut erst verdächtigt, wal man dän Degen in dän Liewe von dän Kinne fund.

Hurkut lat et kenne Raue mehr un spörichte Biener Schuld, wal ha Biener Herrn verschwegen harre, dat Bruno noch in der Nächige was. Ha kann et up dä Burg nich mähe utehalen un lap krütz un quär durch dä Höltere.

Da häerigte ha von dän Klasterturme in Ranhusen dä Klokken leuen. Met wunnen Harte rannte ha upp dat Klaster tau, wo dä Abt Reinhard, dän ha chaut kannte, öhne als Mönch uppnöhlen boll. Doch dä namm öhne nich, wal ha Angest vor Bruno von Chelliehusen harre, denn Beit dä Winzenburger dat was, chaff et kennen mäher in dä chanzen Chejend, dä dän Räuber in Tune halen konne.

Hurkut schlek Beck chanz nehrjeslan uten Klaster rut uno p ha ching na Middag, Middernacht, Morjen oder Obend, nehrend fund ha richtige Raue.

Da was ha met ennen Male be ennen Felsen inner Kluschrund (10 Min. vom Waldschlößchen) dä noch hüte dän Nomen „Hurkutstein“ hett. No was ha dat Lapen Batt un ha woll Bek taur Raue betten. Ha boe Bek dä Felsenwohnung u tun lange Bek Biener Water ut dän Wittdörnborn, dä indä Nächige was.

Dat Chröbeln ower dat, wat passert was, brochte öhne datau, dat ha Bek ümmer mäher taurücket och. Dador word ha dän Minschen chanz frömt. Da Haare lat ha Bek lang waßsen un Biener Bart fällt öhne bis up dä Kna.

Amal was Hanrich dä Löwe in Chöttingen un ching im Ranhüsschen Holte up dä Jagd. Ha kamm ak nahn Hurkutstan, drap Hurkut da un wundere Beck, dat düßße schoe Klußner dä brave und mautige Ritter Hurkut von Waldhusen was. Ha moßte no dän Hertoge ut Biener leßten Tied vertellen,

wie hei nehrend Raue finnen könne un weshalb ut öhne ßaun abßonderlichen Minsche woren was. Dä hertog schlaug öhne vor, met nen Krüztoge nahn helligen Lanne tau tahn, da könne ha alles verchäten.

Dä Hertog harre Recht ehat. Hurkut word up dän Krüztoge en anderer Minsche awer ha kamm naher wer in ßiene Klause drücke. Ha was no awer nich mähr Minschenschoh, ha wa behilflich, wo ha nur konne. Ha hulp alen Leue nun brochte Kindere wer up dän rechten Wegg, wenn se sek verlapen harren. Kranken brochte ha Teekrüttere, dä dän wer up de Bane hulpen. Düt alles moke öhne taun Frünne von allen Minschen in dä Nawerschaft.

Doch no merke ha, dat ha bale starben moßte. Ha lechte ßeek oben up dän Felsen in ßien Bülmjemoketet Chraff, wo dä Dat nich mähr lange upp ßeek täumen lat.

Da hülichten dä Leue ower dän chauen Fründ, dän ße verloren harren, deckigten ßirn Chraff hübscg tau un plantigten ne Eiken up dän Felsen, ßau dat ßeek hüte noch alle Minschen, dä dän Hurkutstan beßeuket, ower dän knorrigen Eikbaum up dän Husdoke wundern mötet.

15. Die Herren von Uslar auf den Gleichen

Es kann mit Gewißheit angenommen werden, daß Hermann IV., Hildebrandt IV. und Ernst V. von Uslar ab 1269 oder einige Jahre früher Lehnsmannen der Gleichenburgen und ihrem Zubehör waren.

Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts nannten sich die adligen Personen mit ihrem Taufnamen allein, fügten dann aber zur Vermeidung von Verwechslungen ihren Geburts- oder Wohnort hinzu. Schon etliche Jahre nach der Lehnsübernahme bezeichnen sich die oben genannten Herren als freie Eigentümer ihres Besitzes. Es wird berichtet, daß in der kaiserlosen Zeit (1254 – 1273), als in Deutschland Macht vor Recht ging, als der Adel der Dienstbarkeit ledig sein wollte und so viel er vermochte, die Schranken des Gesetzes stürzte, wo nur die Macht des Schwertes galt, dieses Adelsgeschlecht treu zu ihrem Welfenhause stand. Vermutlich aus diesem Grunde wird die Belehnung erfolgt sein. Die Umwandlung in freies Eigentum hat wohl darin ihre Ursache, daß die Herrn von Uslar mit Genehmigung des Welfenherzogs ihre Besitzungen in der Nähe der heutigen Stadt Uslar, woher sie ja stammten, gegen den Besitz der Gleichen mit ihren Lehnsdörfern umtauschten, denn allein die Treue zu ihrem Welfenhaus hätte dazu wohl nicht ausgereicht.

Anfangs besaßen die Herren von Uslar die Burgen gemeinsam und Neungleichen, der nördliche Berg mit der Burg, waren lediglich ein Zubehör der Hauptburg Altengleichen. Später etwa anfangs des 14. Jahrhunderts, ist dann der Besitz geteilt worden.

Im Besitze zweier sicherer Burgen, die an einer Hauptverkehrsstraße lagen, konnten auch diese Ritter schwerlich auf die Wegelagererei verzichten, die diese Zeit beherrschte. So hat in der waldreichen Landschaft des Bremker Tales wohl mancher Kaufmann seine Ware verloren. Der Neid des damals mächtigen Landadels auf die aufblühenden Städte und die Gier nach Besitz schuf ein anderes Rechtsempfinden. Die Städte, auch nicht immer auf friedlichen Wegen wandelnd, in unserer Heimat Göttingen, Heiligenstadt und Mühlhausen, verbündeten sich, zogen mit ihrer Streitmacht gegen die stolzen Ritterburgen und belagerten sie oft wochenlang. So wogten diese Kleinkriege jahrhundertlang hin und her, welche die Entwicklung, besonders in den Dörfern, hemmte und ihre Bewohner oft in Angst und Schrecken versetzte.

Nach der Errichtung des allgemeinen Landfriedens im Jahre 1495 wurde die Wegelagererei eingestellt. Nach der Erfindung des Schießpulvers verlo-

ren die Burgen an Bedeutung, da ihre festen Mauern nun leicht mit Geschützen zerstört werden konnten. Als ihre Bewirtschaftung mit der Zeit zu teuer wurde, verließen die Bewohner in der Mitte des 16. Jahrhunderts ihre stolzen Behausungen und bauten sich in Sennickerode, Gelliehausen, Wöllmarshausen und Waake ihre Gutshöfe, die sie fortan bewohnten.

Zum Ausgang des 15. Jahrhunderts soll von dem ganzen Stamm der Herren von Uslar zu Altengleichen nur noch Wedekind II. übrig geblieben sein, welcher sich mit 58 Lebensjahren noch mit der 15-jährigen Anna von Oldershausen verheiratete, mit derselben noch sechs Söhne und fünf Töchter zeugte und im Alter von 100 Jahren starb.

Die Söhne Ludolf und Melchior waren die Stammväter der beiden Linien, in welche sich das Geschlecht aufteilte. Da auch der Besitz geteilt wurde, erhielt die Ludolfsche Linie unter anderem Appenrode, Elbickeroode und Gelliehausen, die Melchiorsche Linie unter anderem Sennickerode, Wöllmarshausen und den größten Teil des Eigentums in Sieboldshausen.

Ob die Burgen durch die Brandfackeln der Tillyschen Truppen zerstört wurden, die in den Jahren 1623 bis 1626 hier viel Unheil anrichteten, oder ob der Zahn der Zeit die morschen Mauern zerbrach, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Sicher ist aber, daß wir immer dann, wenn wir die letzten Reste dieser stolzen Baudenkmäler dort oben auf den Bergen betrachten, daran erinnert werden, daß alle Macht und Herrlichkeit auf dieser Erde vergänglich ist.

16. Die Sage von der Wunderblume an den Gleichenbergen

Am Fuße der Gleichenberge bei Göttingen hütete einst ein Schäfer seine Herde. Da fand er einen Strauß weißer Blumen, so selten und schön, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er dachte: „Die willst Du mitnehmen,“ und er steckte sie voller Freude an seinen Hut. Es war die Wunderblume, die der Schäfer gefunden hatte; aber er kannte sie nicht.

Als bald erblickte er an dem Berge eine Öffnung, die er vorher nie gesehen hatte. „Da will ich doch einmal zusehen, was das ist,“ sagte er zu sich selber und ging näher, und vor seinen Blicken tat sich eine Höhle auf, in der eine Jungfrau saß, die ihm zurief, er solle hereinkommen. Zögernd ging er näher und siehe, drinnen standen an den Wänden große Fässer voller Gold, und dabei lag ein großer Hund, der ihn mit glühenden Augen ansah, also daß der Schäfer sich fürchtete. Die Jungfrau winkte ihm zu, zeigte auf das Gold und sagte, er solle sich davon nehmen, soviel er wolle. Da legte der Schäfer seinen Hut mit der Wunderblume auf eines der Fässer, nahm von dem Gold nach seinem Gefallen und wollte wieder hinausgehen. Auf einmal fing die Jungfrau an zu reden und rief ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Aber der Schäfer verstand nicht, was die Jungfrau meinte, dachte nur an das Gold und ließ die Blume liegen. Das war sein Unglück. Kaum war er am Ausgang der Höhle, da schloß sich der Berg, das Gold, daß er eben noch in seinem Arme hielt, war verschwunden, und soviel er auch suchte, der Schäfer hat die Öffnung nie wieder gefunden.

Anmerkung: Über allem Streben nach materiellen Werten sollte man die Schönheit der Natur nicht vergessen.

17. Der Verkauf der Neuengleichen an Hessen

Inzwischen war ein Ereignis eingetreten, daß die Bewohner der Lehndörfer um die Gleichen herum in ziemliche Aufregung versetzte und die politische Struktur unserer Heimat auf Jahrhunderte hinaus ungünstig beeinflussen sollte.

Zu Neuengleichen gehörten die Dörfer Sattenhausen, Mackenrode, Wittmarshof, das damals noch wüst liegende Etzenborn und ein Viertel der Dörfer Bremke, Gelliehausen, Benniehausen und Wöllmarshausen, Lehnsherren dieses Besitzes waren die Herren Ernst XIV. und Hans VII. von Uslar. Sie hatten keine männlichen Erben und waren mit ihren Vettern auf Altengleichen in einen unversöhnlichen Streit geraten, denen sie dann wohl auch das Erbe nicht gönnten. Vielleicht aus diesen Gründen und weil sie sich in ihrem Alter ein sicheres Leben verschaffen wollten, verkauften sie ihren Besitz am 22. Oktober 1451 für 8 940 Gulden an den Landgrafen Ludwig von Hessen, erblich, ewiglich und sofort. Damit kaufte Hessen auch ein Achtel Anteil an Altengleichen, der den Verkäufern auch gehörte. Das Dorf Mackenrode erhielt der Käufer erst im Jahre 1454 für eine „merkliche Summe“ Geldes von denselben Verkäufern.

Die beiden Herren von Uslar gingen danach in das Kloster Reinhausen und gründeten mit einem Teil ihres Erlöses das Hospital und das Siechenhaus, die sie dem Kloster schenkten. Unter dem Hospital verstand man damals eine Herberge, in der Reisende ein Nachtquartier fanden, und das Siechenhaus war eine Unterkunft für unheilbar kranke Menschen. So wollten die Herren mit ihrem Gelde ein christliches Werk tun, ahnten aber nicht, welches Unheil sie mit dem Verkauf für die Bewohner der Lehndörfer angerichtet hatten. Hätten sie ihr Eigentum an den braunschweigischen Herzog verkauft, so wären manche Streitigkeiten über Hoheitsrechte nicht entstanden. Bei der damaligen Schwäche des Welfenhauses aber wäre der Kauf wohl nicht möglich gewesen. Zudem war der damals mächtige Landgraf von Hessen, der einige Jahre zuvor Schutzherr der Burg Plesse geworden war, bestrebt, seine Macht in Südniedersachsen auszubreiten. So kam ihm der Kauf höchst gelegen. Die Herren auf den Altengleichen waren natürlich mit der Besitzveränderung nicht einverstanden, konnten sie jedoch nicht verhindern. Sie wurden später dadurch etwas befriedigt, daß der Landgraf ihnen das Achtel am alten Hause als Lehen auftrug. Zu welchem Konflikt diese Belehnung später führte, zeigt folgender Bericht:

Im Schmalkaldischen Kriege (1545) führten Philipp von Hessen und Moritz von Sachsen einen Feldzug gegen Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, weil letzterer die evangelische Lehre mit Gewalt zu unterbinden versuchte. Aufgrund der vorgenannten Belehnung waren die von Uslar vom alten Hause verpflichtet, im Kriegsfall dem Landgrafen von Hessen mit einer Person ihres Stammes und mit mehreren Pferden zu dienen, während sie auch dem Herzog von Braunschweig verpflichtet waren. In diesem Falle lehnten sie jedoch ab, weil sie gegen ihren Landesherrn, dem sie treu ergeben waren, nicht kämpfen konnten. Da erschien eines Abends ein hessischer Oberst mit mehreren Soldaten vor dem Schlosse Altengleichen, begehrte Einlaß und ließ unter Brechung seines zuvor gegebenen Ehrenwortes die Burg plündern. Dabei gingen viele Urkunden und Lehnbriefe verloren. Selbst die Damen wurden ihrer Kleider und ihres Schmuckes beraubt und mußten mit einem Bauernwagen vom Schlosse ziehen.

Der Landgraf von Hessen setzte Heinrich von Bodenhausen als Lehnsinhaber ein. Mit ihm kamen die Herren von Uslar bald in Streit über Besitz- und Grenzfragen. Da die Zänkereien nicht enden wollten, wurde im Jahre 1478 ein Schiedsgericht, bestehend aus welfischen und hessischen Adligen, eingesetzt, das sich nicht anders zu helfen wußte, als ältere Männer aus den umliegenden Dörfern nach den bisherigen Besitzrechten auszufragen. Danach entschieden sie, daß es bei der bisherigen Regelung, daß drei Teile von den Dörfern Gellingehusen, Bennigehusen und Wulmershusen, Bredenbeke, Sterteshagen, Abbenrode, von dem Deichlande und den Ländereien um die Gleichen herum zum alten Hause und ein Teil davon zum neuen Hause gehöre.

Die von Bodenhausen bewohnten die Burg Neuengleichen nicht lange, sondern zogen bald in das von ihnen angelegte Vorwerk Wittmarshof, hielten aber das Schloß in Bau und Besserung. Auch die unterhalb der Burg Neuengleichen stehende, dem heiligen Christopherus geweihte Kapelle wurde von ihnen gepflegt. Ob es sich bei dieser um die noch heute in Wittmarshof stehende handelt oder ob, wie andererseits behauptet wird, der Landgraf von Hessen eine neue baute, damit bei seiner Anwesenheit zu Jagden der Pastor von Sattenhausen, der heute noch dafür zuständig ist, Gottesdienst darin halten konnte, ist ungeklärt, das Letztere aber wahrscheinlich.

Landgraf Wilhelm IV. löste die Pfandschaft Neuengleichen am 22. Februar 1578 aus den Händen des Wilke von Bodenhausen ein und ließ fortan den Besitz durch eigene Amtmänner verwalten.

Die verworrene Lage in unserer Heimat wurde dadurch nur schlimmer statt besser, weil diese Amlteute versuchten, so viel Rechte wie nur möglich für ihren Landesherrn herauszuholen. Einer der hessischen Beamten war Johann Christian Frohn, der 1732 auf dem kleinen Friedhof in Wittmarshof beerdigt wurde, welcher nicht mehr vorhanden ist, da über ihn jetzt die begradigte Straße nach Göttingen hinwegführt. Die Steinplatte mit der Inschrift, die früher auf dem Grabe des Frohn lag, ist heute noch an der südlichen Innenseite der Mauer zur Waldkapelle Wittmarshof zu sehen.

Wie undurchsichtig die damaligen Verhältnisse waren, davon berichtet die Sattenhäuser Ortschronik auf Seite 292:

In den Mengedörfern Bremke, Gelliehausen, Benniehausen und Wöllmarshausen wohnten die hessischen und die hannoverschen Untertanen bunt durcheinander. Diese beiden Gebiete waren hin und wieder durch eine sonderbare Art getrennt, daß ein Wohnhaus auf hessischem, die dazu gehörende Hofstelle oder der Misthaufen vor dem Hause auf hannoverschem Gebiet oder umgekehrt, lag. Wurde jemand eines Vergehens wegen zur Gefängnisstrafe verurteilt, so brauchte er nur auf den Nachbarhof, der dem anderen Land angehörte, zu flüchten, und die Landsoldaten (Polizei) durften ihn hier nicht verhaften. In jedem Einzelfalle waren erst zeitraubende Schreibereien notwendig, um dem Richterspruch Achtung zu verschaffen. Darüber konnte leicht ein Jahr vergehen und solange erfreute sich der Verurteilte noch der Freiheit.

Auf Seite 428 derselben Chronik steht:

Im Kirchenbuch Sattenhausen, Mackenrode, Wittmarshof steht unter Beerdigung des Jahrgangs 1708 Nr. 7, folgendes eingetragen:

Hironimus Theodorus, He Theodor Benjamin Spangenberg, Amtsmanns auf dem Wittmarshof Sohn: 13 Jahre et 34 Wochen, d. 3. April.

„N.S. Ist die erste leiche, so auf dem daselbst neu angelegten Kirchhoff Kommen, wiewohl der Körper bey gehaltener Leichpredigt, weil der Amtmann von der Niedeck mit seinen sämptlichen Unterthanen auf der steinernen Brücken gehalten, umb die leichen, wo nicht wegzunehmen, dennoch zu conwoyren (d. h. zu begleiten, aber gegen Bezahlung) nicht beerdigt. Ist aber eine neuwerung, denn von undenklichen Jahren her die leichen nach Sattenhausen ohne einiges contradiciren (d. h. widersprechen) der Niedeckischen Beangten geführt worden.“

Die später darunter eingetragene Bemerkung sagte, daß der „Körper“ dennoch auf dem Hofe blieb, bis d. 17. März 1717, da er des Abends mit seinem Vatter, der da den 13. März 1717 verstorben, allhier (in Sattenhausen) in der Kirche zwischen Weiberständen beygesetzt. Der Amtmann zur Niedeck hat diese Leiche mit Herrn von Uslar an unsere Grenzen conwoyirt (begleitet).

Dieser Bericht sagt aus, daß der Sohn des hessischen Amtmanns auf dem neu angelegten Friedhof in Wittmarshof nicht beerdigt werden konnte, weil der hannoversche Amtmann von Niedeck den Weg zum Friedhof versperrte. Er verlangte eine Wegebenutzungsgebühr für den Leichenzug über die Straße, die hannoversches Hoheitsgebiet war, die man aber von hessischer Seite nicht bereit war zu zahlen. So hat man die Leichenpredigt ohne die Leiche auf dem Friedhofe gehalten und den toten Knaben vorübergehend im Vorwerk Wittmarshof beigesetzt, wo man den Leichnam nach neun Jahren wieder ausgrub und ihn zusammen mit dem verstorbenen Vater in der Sattenhäuser Kirche beisetzte, diesmal mit hannoverscher Begleitung.

Daß es in Wöllmarshausen damals einen hannoverschen und einen hessischen Bauermeister gab, daß die Kirchenglocke dreimal anschlug, wenn auf dem Thie neben der Kirche Verordnungen des Gutsherrn bekanntzugeben waren, die nur die hannoverschen Untertanen betraf, daß sie aber viermal ihren Klang ertönen ließ, wenn auch die Hessen dabei sein sollten, daß der hessische Gastwirt Hampe sein Wirtshausschild nicht über den Hofzaun hinausragen lassen durfte, weil es sich sonst über hannoverschen Hoheitsgebiet befand, haben uns schon unsere Großeltern erzählt.

Noch heute gibt es Überbleibsel aus der sogenannten Hessenzeit, indem die sechs Hessenhöfe in Wöllmarshausen das Recht besitzen, aus dem Walde bei Wittmarshof Brennholz zu beziehen, welches sie jedoch aus Mangel an Verwendung zur Zeit nicht benutzen. Es sind die Höfe:

Früher Eggert	jetzt Richard Kerl
Früher Hampe	jetzt Ernst Vollmer
Früher Jünemann, vorm.	
J. Steinwachs	jetzt Heinr. Schneemann
Früher August Kiepe	jetzt Otto Kiepe
Früher Hoffmeister	jetzt Reimar Fischer
Früher Bolle	jetzt Albert Heise

Diese Beispiele mögen genügen, um uns ein Bild von der Verworrenheit der politischen Struktur in dem engen Raum unserer Heimat zu verschaffen.

In Glaubensangelegenheiten waren die Streitereien später zwischen dem hannoverschen und dem hessischen Adel nicht weniger zahlreich.

Die Bewohner der Lehnsdörfer hatten sich zu fügen, sie wurden nicht gefragt. Anfangs nach dem Verkauf von 1451 waren die Unterschiede noch nicht vorhanden, weil Lehnsherrn und Untertanen alle noch dem katholischen Glauben angehörten. Auch, nachdem die Herzogin Elisabeth von Münden das lutherische Glaubensbekenntnis in Südhannover eingeführt hatte, ging es noch friedlich zu. Da wurden nicht nur alle ihre Untertanen, sondern auch die Bewohner in den rein hessischen Dörfern und alle hessischen Untertanen in den Mengedörfern lutherisch. Uns ist es heute nicht recht verständlich, daß die Macht der Fürsten so weit reichte, daß sie befehlen konnten, was die Bewohner des Landes zu glauben hatten. Doch auch das ist Geschichte geworden.

Als der Landgraf Moritz von Hessen versuchte, in allen seinen Landen die calvinistische Lehre einzuführen, begann der Streit zwischen den hessischen und den hannoverschen Ämtern. Am 8. Januar 1617 erschien der hessische Amtmann Johann Siegfried gen. Becker aus Wittmarshof in Sattenhausen, ließ mit der großen Glocke läuten und verkündete den versammelten Bauern aus Sattenhausen, Mackenrode und Etzenborn im Namen seines Landesfürsten, daß sie sich von jetzt ab bei der Handhabung der heiligen Sakramente nach seinem gnädigen Herrn, dem Landgrafen zu richten hätten. Zuwiderhandlungen sollen mit einem Gulden Strafe belegt werden.

Die hessischen Bauern in den Mengedörfern betraf diese Verordnung jedoch nicht, sie blieben weiterhin lutherisch. Alle Beschwerden des Obersten Hans Ernst von Uslar aus Waake und des Oberamtmanns Wissel vom Amt Friedland, die sie an den Herzog von Braunschweig richteten und die sich über lange Zeit hinzogen, blieben erfolglos. Wissel schrieb darin von Anmaßungen des hessischen Landesfürsten und von Gewissensnot, in welche die armen Leute in den betreffenden Orten gekommen seien.

Mag nun sein, daß die Menschen in den rein hessischen Lehnsdörfern die neue Lehre zuerst ungerne angenommen haben, Tatsache ist, daß sie bis zum heutigen Tage dabei blieben, aber der Unterschied zwischen lutherischen und reformierten Christen im Zusammenleben der Menschen keine Gegensätze mehr auslöst.

Erst im Wiener Kongress 1815 – 1816 wurden die politischen Verhältnisse in unserer Heimat bereinigt. Hessen trat hier seine gesamten Besitzungen in Südhannover an das Königreich Hannover ab. In den letzten Jahren hatten die alten Besitzrechte sowieso noch kaum eine Rolle gespielt, weil in

der Zeit unsere Heimat vorübergehend zum Königreich Westfalen gehörte und unter französischer Herrschaft stand.

Auszug aus dem Kaufvertrag der Gebrüder Ernst und Hans von Uslar über den Verkauf der Neuengleichen am 22. 10. 1451 an den Landgrafen Ludwig den Friedfertigen von Hessen:

„Wir Ernst und Hanss von Uslar vom Nuvenhuse zcu Glicchen gebruder Bekennen vor uns und alle unsser erbin uffentlich in diesem briffe vor allen Luten de in sehen oder horen lessen daz wir mit gudem fryhen willin walbedachtem mude rechten gudem wissen und vernufft und auch mit rade unsser guter freunde dem Hochgeboren Irluchteden Fürsten und Herrn ludewig Lantgrafen tzu Hessen unserm gnedigen lieben Hernn und sinen erbin und nachkommen Fursten des Lands zu Hessen erblich rechtlich und eyns rechten stragken steden ewigen und erbekouffs verkaufft han und virkouffen geinwurtlichen und mitt crafft diesses briffs so dann solich kouff allerbestes rechtn es sie geistlich oder werntlich crafft und macht haben sal und magk unsser fryhe erbe und eigen Sloss und Burgk daz nuwe Huss zu Glicchen daz von unsern obern Aldern unnd Aldern seligen fryhe erbe und eigen uff unns komen ist und sie und wir daz auch bissher von niemandt zu lehen gehabt han mit diessin nachgeschrebin sinen Zugehorungen die unsser aldern seligen undtwir damidt bisshero inng gehabt han mit namen und zom ersten:

(Es werden dann alle Besitzungen der Neuengleichen in Szatenhusin, Gelliegehusin, Wytmarsshusen, Bennyngehusen, Hymmigerade, Bredenbagk (Bremke) und noch andere aufgezählt, die hier nicht alle genannt werden können.) Über Wöllmarshausen steht folgendes geschrieben:

Unter VI:

- ein Vierdenteyl an dem dorffe Wollmersshusen auch mit agker wesen und sinr Zubehorunge und so gefallen daruß gen Reynhusen zwene gulden und drie schillinge.
- dasebs zcu Wolmerßhusen zcwo schefferie (Schäfereien) die auch jerlich Ir gebor mußen geben.

Unter VIII:

- dinst, gebot, gerichte und recht über die egenant dorffer alle. Item etzlich gulde und zcinse gefallen in denselben dorffern von Rodde-

lande. Item in demselben dorffe han die von Stoghusen eyn vorwergk von drihen huben landes und die von Kerstlingerode han zcwene Menner darinnen sitzende yedoch hehoren sie mit dinste und gericht an das egenant Sloß und Burgk zcu Glichen.

Unter XIV:

- diese nachgeschrebin Hube und Hoffe sin gelegen zu Wolmershusen:
- eyne hube landes heißet die smeddeshube haid Hanß Kelner und ist itz und uff Sant Michelstagk nechst vergangen leddigk worden die magk man nu Forder verlyhen und virthun.
- eyne Hube landes haid Hanß Symeraid und eyne hube landes haid Hanß meyer.
- eyne hube landes heißet die Monchshube haid Hanß Meyer und Hanß Kelner.
- eyne Hube landes haid Brinkemann und Hermann Kelner die gibbet jerlich drye firdingk und eyn laid.
- eyne Hube landes heißet die petershube hat Bertl Griecher und von diessen vorgeschrieben huben gehin von iglicher Hube eyne halbe margk ein geschogk eiger und zcwey huner.
- eyn Hoff heißet der wyße Hoff und liget woste davon plagt man zcu geben eyne Scheffel mans.
- eyn Hoff heißet de Winkshoff haid Hermann Smid und gibbet davon eyn laid.
- eyn Hoff heißet Arndes Hoff.
- eyn Hoff heißet de osterhoff haid Roßmann und gibbet davon Seßschillinge.
- zwo Hube und heißen die Schereßhube.
- eyn Hoff heißet der harte hoff haid itzund Fürstenberg und gibet zweyne schillinge.

- Brinkamm haid eyn wissen und heißet die harte wese und gibbet eyne Metze mans.
- eyne halbe Hube landes zcu Herberhusen und der gehoret wyn verdevteil zcu Glichen daz gibbet jerlich einen halben Scheffel mans.

Aus dem Schlußsatze des Kaufbriefes:

.....So han Wir vor uns alle unsser erben geheißē und heißen auch in diessem selben brieffe alle manschaft Untersassen und dazu die eigen lude und Menner an die Burgk und Sloß zu Glichen egenand dem vorgenannten unsserm gnedigen lieben Herrn und sinen erben und nachkommen Fürsten des Landes zu Hessen nu furter als Iren rechten Erbherrn gehorsam zu sinde und zu gewarten vor Ihren Erbherrn zu halden Ihre lehen und guter von In zu entphan und zu haben die sie vor van uns gehabt han und wann sie dem genannten Unsserm gnedigen lieben Herrn und sinen erben solch gelobte und eide gethan haan so sagen wir sie deren eide truwe und gelobde damide sie uns bißher verbuntlich geweßt sin in diessem unsserm briffe quid ledigk und loiß alles one geverde Waz auch der Zubehorunge zu dem egenanten Slosse und Berge gehörnde versatzt und virphant sin was und wullicherley daz ist mugen auch der egenant unsser gnedige Herr und sine erben losen von denjenigen den sie versatzt und virphend sin auch ohne gefehrdē.

Die wörtliche Wiedergabe dieses Auszuges sollte die Verhältnisse aus alter Zeit ein wenig erhellen. Dabei wäre festzustellen, daß in Wöllmarshausen 1451 nur vier Höfe und ein wüster Hof an Hessen verkauft wurden, während heute noch sechs Höfe vorhanden sind, die eine Hessengerechtsame besitzen und daher einmal zu Hessen gehörten. Vielleicht ist im Laufe der Zeit der wüste Hof wieder in Betrieb genommen und ein neuer Hof aus hessischen Ländereien gegründet worden. Genaueres konnte darüber bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Auch war einmal festzustellen, wie sich unsere Schreibweise innerhalb von fünfhundert Jahren geändert hat. Man sollte aber bedenken, daß dieser Kaufvertrag lange vor der lutherischen Bibelübersetzung geschrieben wurde, die ja bekanntlich die Grundlage für eine einheitliche hochdeutsche Schrift und Sprache bildet. Ob es zu dieser Zeit in Wöllmarshausen einen Menschen gab, der lesen und schreiben konnte, ist wohl nicht feststellbar.

18. Die Abhängigkeit und Abgabepflicht der Dorfbewohner

Zur Zeit der Entstehung unseres Dorfes gab es hier freie Bauern, Vollmeier oder Kötner, denen wir die Rodung der Wälder und die Schaffung des Ackerlandes zu verdanken haben.

Aber es gab auch damals schon unfreie Menschen in Wöllmarshausen. Das waren einmal die Häusler, auch Hörige oder Lithen genannt, die von den freien Bauern einen Bauplatz und ein winziges Stück Ackerland erhalten hatten und nun mit ihrer Arbeitskraft dafür zahlen mußten, indem sie als Handwerker oder Tagelöhner ihrem Herrn zu dienen hatten, zum anderen die Leibeigenen oder Schalke, die für spärliche Kleidung, Nahrung und Unterkunft die gewöhnlichsten Arbeiten verrichteten.

Diese beiden abhängigen Gruppen konnten auch verkauft werden, die Hörigen jedoch nur mit ihrem Eigentum. Die vollkommene Leibeigenschaft wurde erst Anfang des 18. Jahrhunderts abgeschafft.

Zur Zeit der Feudalherrschaft im Mittelalter gab es wohl in Wöllmarshausen keine freien Bauern mehr. Sie waren alle in die Abhängigkeit ihres Gutsherrn gegangen und hatten ihm Hand- und Spanndienste zu leisten sowie den Frucht- und Fleischzehnten abzuliefern. Jedes zehnte Bund Frucht, jedes zehnte Ferkel oder Schwein gehörte dem Lehnsherrn. Dafür hatte er die Verpflichtung übernommen, seine Untertanen in seinen Schutz zu nehmen, Polizei- und Gerichtswesen zu unterhalten, Kirchen und später Schulen zu fördern. Auch der Gutsherr war nicht vollkommen frei, denn er hatte seinem Fürsten oder Herzog im Kriegsfall mit seiner Person, seinen Leuten und Pferden zu dienen. Doch die Leidtragenden in diesem System waren zweifelsohne die Dorfbewohner insgesamt, denn nicht nur die Bauern mit und ohne Gespann, sondern auch die kleinsten Besitzer hatten Abgaben zu leisten und wenn es nur einige „Rauchhühner“ oder „Zinshähne“ waren. Wie sehr die Last der Abgaben den kleinen Mann im Dorf drückte und das noch über Jahrhunderte, davon sollen die nächsten Beispiele berichten:

Ein Bauer war nie sein eigener Herr, nie der Herr seiner Zeit, seines Gespannes, seiner Knechte. Wenn der Vogt des Herrn ihm befahl, zu kommen, hatte er die Arbeit auf seinem Hofe einzustellen und für den Lehnsherrn zu säen, zu pflügen, Dung oder Brennholz zu fahren, Baumaterial auf die Burg zu bringen.

Entsprechend der Größe jeder einzelnen Betriebe waren die Leistungen eingestuft. So hatten die größeren Höfe bis zu 72 Tage Spanndienst zu

leisten. Kleinköthner ohne Gespann mußten Handdienste verrichten: Korn mähen, Flachs rupfen, Dung aufladen, Disteln jäten, im Walde Holz hauen. Manche mußten auch bei der Jagd als Treiber helfen, Gefangene bewachen, Pfandvieh treiben, Botengänge verrichten. Nicht selten begannen manche Leute im Dorf kurz nach Mitternacht mit der Arbeit auf ihrem Hofe, damit der eigene Betrieb nicht allzu sehr in den Rückstand geriet.

Besonders drückend empfand man die Abgabe des Kornzehnten, weil die Art ihrer Einforderung viele Härten mit sich brachte. Denn bevor der Zehntherr nicht seinen Anteil von der Frucht genommen hatte, durfte nicht eine Garbe in die eigene Scheune eingebracht werden. War der Roggen gemäht und trocken, so sandte die Ortschaft Nachricht an den Grundherrn. Genehmigte der Herr den Tag zum Einfahren, so wartete man am Morgen oft stundenlang auf die Fahrzeuge, die den „Zehnten“ holen sollten. So verging oft das schönste Erntewetter, während die Bauern mürrisch und müßig im Krüge (Gastwirtschaft) herumsaßen.

Das wiederholte sich bei der Weizen-, Hafer- und Gerstenernte. Da war es schon besser, das Vieh auf die Weide zu treiben oder Hackfrüchte anzubauen, die „zehntfrei“ waren. So empfand man es als einen großen Fortschritt, als man im 18. Jahrhundert den Getreidezehnten durch eine Geldabgabe ablösen konnte, obwohl das Geld beim Bauern knapp war, denn der Verkauf von Steckrüben oder Brennholz war oft die einzige Geldeinnahme. Natürlich brachte der Acker erheblich geringere Erträge als heute, weil es an einer gründlicheren Auflockerung mangelte. Auch kannte man noch keine künstliche Entwässerung, keinen Zwischenfruchtbau und keine künstliche Düngung. Auf armen Weiden fristete mageres Vieh im Sommer sein Dasein, welches im Winter in schmutzigen, dunklen und kalten Ställen zusammengepfercht wurde.

So lieferten Acker und Vieh in vielen Fällen nur den Eigenverbrauch, und für den Verkauf blieb kaum etwas übrig. Gegenüber den Stadtbewohnern, die mehr Freiheit und finanzielle Mittel besaßen, siechte das Landvolk vor sich hin und wen wundert es heute, daß es anfangs des 16. Jahrhunderts zu den Bauernaufständen kam, die Tausenden von Menschen das Leben kosteten, welche aber die Not noch größer machten. Auch in unserer Heimat gab es einzelne Rebellionen, größere Kämpfe aber fanden zum Glück nicht statt.

Solange unsere Vorfahren frei waren, bestand die Sitte, den väterlichen Hof nicht zu teilen und auch der spätere Lehnherr verbot eine Teilung, da er es lieber mit einem Einzelnen als mit Mehreren zu tun hatte.

Die Kleinfelderwirtschaft, wie sie vor der Verkoppelung bestand, hat ihre Ursache einmal in dem ganz alten Verfahren, die Feldmark nach der Rodung des Waldes in einzelne Kämpfe aufzuteilen, von denen jeder ein Stück bekam und zum anderen in der Vererbung, daß später doch die weichenden Erben ein Stück Land als Abfindung erhielten.

Erst im Jahre 1833 wurde den Landbewohnern durch ein Gesetz die Ablösung der Lasten an den Gutsherrn zugesichert. Durch eine einmalige Zahlung des fünfundzwanzigfachen Betrages vom jährlichen Wert der bisherigen Leistungen konnten sich die Lehnspflichtigen loskaufen. Doch wer besaß soviel Geld, und es bestand die Gefahr, daß der Landmann durch Verschuldung bei privaten Kreditgebern aus den Städten von einer Not in die andere kam. Um das zu verhindern, wurde im Jahre 1840 die hannoversche Landeskreditkasse eingerichtet. Sie hat jedem Dorf den Betrag geliehen, der zur Ablösung der Lasten insgesamt erforderlich war. Dieses Darlehen wurde dann auf die einzelnen Betriebe entsprechend ihrer Größe umgelegt und zur Sicherung im Grundbuche eingetragen. Da aber auch die Kreditkasse, die zu diesem Zwecke im ganzen Königreich Hannover weit über eine Million Taler auslieh, diesen Betrag auf einmal nicht zur Verfügung stellen konnte, dauerte es noch zwölf Jahre, bis man in Wöllmarshausen im Jahre 1852 die jahrhundertealte Last abschütteln konnte und einen erheblichen Teil an Freiheit mehr gewann.

Wie bei vielen politischen Veränderungen, so ging auch dieser eine geschichtliche Entwicklung voraus. Schon einmal, in den Jahren 1809 und 1810, hatte die französische Verwaltung, der auch Wöllmarshausen damals unterstand, getreu ihrer Errungenschaften aus der Revolution von 1789: persönliche Freiheit, Gleichstellung vor dem Gesetz, einheitliche Besteuerung und Aufhebung von Vorrechten, die Ablösung des „Zehnten“ und der Dienstleistungen angeordnet. Aber schon 1814, nach Auflösung des „Königreichs Westfalen“, erklärte die wieder eingesetzte hannoversche Regierung diese Verordnung als null und nichtig und führte die alten Rechte wieder ein. Obwohl es auch in unserer Heimat Männer gab, die auf die Mißstände der grundherrlichen Lasten öffentlich hinwiesen, änderte sich bis 1833 nichts.

Erst die Pariser Julirevolution von 1830, die sich nach Deutschland auswirkte und ein Regierungswechsel in Hannover zwang die Verantwortlichen zu dem Ablösegesetz vom 23. Juli 1833, die in 354 Paragraphen die Befreiung der Landbewohner von den grundherrlichen Lasten festlegte.

19. Der Gutshof in Wöllmarshausen

Zu den historisch wertvollsten Gebäuden zählt in unserem Ort das Wohnhaus und die Scheune der Eheleute Hans und Hilde Mühlstroh, Gottfried-August-Bürger-Str. Nr. 6.

Es sind die Restgebäude des ehemaligen Gutes in Wöllmarshausen, welche der Melchiorschen Linie der Herren von Uslar-Gleichen gehörte.

Am 25. November 1361 belehnt Gottschalk, Edelherr von Plesse, den „strengen man Hermann, hern Heysen sone von Usslere und Hildebrande sinen veddern, hern Dyderikes sone“, mit 2 1/2 Hufen und den Kothöfen zu Wilmershusen und der Vogtei über die obere Mühle. Dann hören wir von Schenkungen und Verkäufen zu Gunsten des Klosters Reinhausen.

Am 1. Juni 1378 schenken Werner und Ernst von Uslar demselben zum Seelenheil ihres Vaters, der in der Klosterkirche begraben ist und woselbst auch sie ihre Ruhestätte ausersehen haben, einen jährlichen Zins von einer Mark zu ihren Gütern zu Wilmershausen, wovon die Hälfte zu Wachs angewendet, die andere Hälfte aber den Brüdern auf dem Chore ausgeteilt werden soll. Dann verpfänden die von Uslar demselben Kloster am 24. August 1382 Einkünfte aus ihren Gütern zu Herweshusen (ehemaliges Dorf westlich von Wöllmarshausen). Ebenfalls übergeben sie dem Kloster ein Jahr später eine um 12 Mark wiederkäufliche Rente von zwei Hufen in der Feldmark Wilmershusen, wovon 1/2 Mark zu Ritter Hermanns, ein Ferding (1/4 Mark) zu seiner verstorbenen Frau Ghese und ein Ferding zu einem Anniversar (jährliche Gedächtnisfeier) für Ernst von Uslar verwendet werden sollen.

Am 6. Dezember 1383 verkauft Hermann von Uslar um 3 1/2 Mark Göttinger Währung an Günther von Roringen, Abt zu Reinhausen, wiederverkäuflich eine Geldrente von einem Ferding aus der Obermühle zu Wilmershusen und am 1. Januar 1384 übergeben die von Uslar demselben Kloster noch eine halbe Mark Gött. Währ. Ewige Rente von zwei Hufen zu Wilmershusen mit der Bestimmung, daß ein Ferding zu zwei wöchentlichen Messen am Allerheiligenaltar, der andere zu einem Anniversar für Ernst von Uslar am Michaelistage verstorben, verwand werden sollen. Auch schenkte Diederich von Uslar am 22. Juni 1408 einen Ferding aus zwei Hufen Landes zu Wilmershusen an den heiligen Kreuzes Altar der Kapelle zu Bettenrode, damit in derselben wöchentlich drei Messen für sein Seelenheil gehalten werden.

Am 12. Mai 1443 belehnt Johann von Plesse die Gebrüder von Uslar unter anderem mit der Vogtei zu Wulmershusen und mit dem halben Zehnten daselbst, wie ihre Eltern diese Güter von der Herrschaft Plesse besessen haben. Am 25. Dezember 1468, am 14. Mai 1487 und 1509 wird diese Belehnung erneuert, nachdem es 1447 in hessischen Besitz übergegangen war.

Als 1451 die von Neuengleichen unter anderem ihren Anteil am alten Hause Gleichen an Hessen verkauften, belehnt der Landgraf von Hessen die vom alten Hause mit diesen Gütern, wozu auch eine Hufe und ein Hof zu Wöllmarshausen, eine Wiese auf der Herweshuser Garte, eine Wiese unter dem Berndesberge, ebenso 1 1/2 Hufen Länderei und vier Kothhöfe zu Wöllmarshausen gehören.

Ein Teil dieser Güter sind wahrscheinlich zu dem Gute in Wöllmarshausen gelegt, welches die Melchiorische Linie von Uslar hier gründete, als sie ihre Burg Altengleichen um 1550 verließen und ihren Herrnsitz hier errichteten.

Kurz nach der Erbauung sollen die Gebäude dieses Sitzes von Soldaten Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig eingeäschert worden sein; sie sind aber bald danach wieder aufgebaut worden.

Als im Dreißigjährigen Kriege unser Gartetal von Truppen überschwemmt wurde, soll der Feldherr Tilly am 22. August 1626 für einige Tage sein Hauptquartier in Wöllmarshausen aufgeschlagen haben. Vermutlich hat er sich im Gutshofe einquartiert, da es geeignetere Gebäude zu dieser Zeit hier nicht gab.

Das jetzige Wohnhaus soll 1789 gebaut worden sein. Daß es sich um ein sehr altes Gebäude handelt, sieht man an der etwas vorspringenden Bauweise des Obergeschosses. Die hinter dem schönen Ahornbaum (siehe Abb. 14) stehende „Zehntscheune“, in der die Bauern von Wöllmarshausen den zehnten Teil ihrer Getreideernte abliefern mußten, ist vermutlich schon 1732 erbaut.

Im Jahre 1858 vergrößern die Herren von Uslar das Gut um etwa 20 ha durch den Zukauf des Germershausenschen Ackerhofes, der an der Sattenhäuser Straße hinter dem Hof Hermann Vollmer stand. Besitzer der Restgebäude sind jetzt die Eheleute Knoblich, früher Louis Schneemann.

Alte Leute erzählten, daß die Scheune, die früher auf der jetzigen, dem Wohnhaus gegenüberliegenden Wiese stand, abgebrochen und als mittlere der drei nebeneinander stehenden Scheunen auf dem Gut Sennickerode wieder aufgebaut wurde. Das Gut besaß auch das Fischereirecht in der Ge-

markung Wöllmarshausen und Benniehausen, das jetzt auf den Besitzer von Sennickerode übergegangen ist.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war das Wohnhaus des Gutes eine Gastwirtschaft, die der Gärtner der Herren von Uslar, Herr Schneemann, betrieb. Hier befand sich damals auch die Posthilfsstelle. Nach dem ersten Weltkriege wurde es als Haushaltungsschule benutzt, welche von der hier sehr bekannten Haushaltungslehrerin Fräulein Oker geleitet wurde. Von 1933 – 1945 dienten die Gebäude als Landjahrlager für etwa 40 Stadtmädchen, die bei den Bauern in der Landwirtschaft halfen und dabei das Landleben kennenlernen sollten. Nach dem zweiten Weltkriege benutzte man sie als Kinderheim des Deutschen Roten Kreuzes für elternlose Kinder. In dieser Zeit diente auch ein Teil des heute abgebrochenen langen Stallgebäudes als behelfsmäßiges Klassenzimmer unserer damals überbelegten Volksschule. (siehe Abb. 19)

1958 kaufte der Landkreis Göttingen Gebäude und Grundstück und richtete darin eine landwirtschaftliche Berufsschule ein, die aber schon einige Jahre später wegen Mangel an Schülern wieder geschlossen werden mußte. 1977 wurde das lange Stallgebäude an der Straße abgebrochen, Wohnhaus und „Zehntscheune“ an die Eheleute Mühlstroh und einige Grundstücke an Bauinteressenten verkauft.

20. Einige Besonderheiten

Der Dreißigjährige Krieg ging auch an unserem Ort nicht spurlos vorüber. Fremde Söldnerheere durchzogen, besonders in den Jahren 1623, 1625 und 1626 das Gartetal, brandschatzten und nahmen den Einwohnern Lebensmittel und Pferdefutter fort.

Viele Menschen starben vor Hunger oder an Krankheiten, andere flohen nach Göttingen, um sich hinter den Wällen der Stadt in Sicherheit zu bringen. Einzeln liegende Gehöfte, ja selbst ganze Ortsteile, so Riekenrode, Himmigerode und Falkenhagen, wurden zerstört.

Am 22. August 1626 vereinigten sich einige Truppenteile Wallensteins mit den tyllischen Heerscharen bei Benniehausen und Wöllmarshausen. Der Gegner, Christian IV. von Dänemark, hatte vergebens versucht, diese Vereinigung zu verhindern. Seine Vorhuten streiften bereits in unserer Feldmark herum. Als er jedoch seine Unterlegenheit erkannte, zog er sich zurück, zum Glück für unser Dorf und für das Gartetal.

Es kam dann am 27. August 1626 zur Schlacht bei Lutter am Barenberge, aus der Tilly als Sieger hervorging. Im Vergleich zu diesen Kriegszeiten waren die Streitereien zwischen Hannover und Hessen vor- und nachher nun leichter zu ertragen.

Im Siebenjährigen Kriege sah unsere Heimat wieder fremde Truppen und erlitt auch einigen Schaden, als Franzosen die Burg Scharzfeld am Harz belagerten.

In der napoleonischen Zeit Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte auch Wöllmarshausen zeitweise zum Königreich Westfalen und stand unter französischer Herrschaft.

Preußische Truppen durchzogen im deutschen Krieg 1866 das Gartetal, kurz danach, als die hannoversche Armee durch das Bremker Tal marschiert war. Schäden und Übergriffe auf die Bevölkerung sind dadurch nicht entstanden, da die Preußen disziplinierter waren und wohl auch schon jetzt das Hannoverland als ihre Provinz ansahen, was es dann ja auch wurde.

Auch der Einmarsch der Amerikaner 1945 hat einige Gebäudeschäden durch Granateinschläge und Brandbomben verursacht. Menschen aber waren in Wöllmarshausen nicht zu beklagen.

Nach dem Verkauf der Burg Neuengleichen an Hessen 1451 konnten sich auf den hessischen Grundstücken unserer Gemeinde Juden ansiedeln. Dies war auf den welfischen Besitzungen nicht möglich, weil jedes Land

in dieser Beziehung seine eigenen Gesetze hatte. So kamen dann einige jüdische Familien nach Wöllmarshausen und lebten mit den Einheimischen zusammen. Da sie auch, wie alle andere, Ackerbau und Viehzucht, wenn auch nur zum Eigenverbrauch, betrieben, meistens aber kein Gespann hatten, wurde das Bestellen des Ackers von den Bauern gegen Bezahlung mitbesorgt.

Der jüdische Friedhof befand sich am Mühlenberge, der noch heute dort zu sehen ist. Es wird im Dorfe erzählt, daß sich auf dem Grundstück von Irma Niemeier, vormals Emil Kloppmann, eine Judenschule befunden haben soll. Ob hier jüdische Kinder unterrichtet wurden, als unser Dorf noch zum Königreich Hannover gehörte, oder ob der Raum als eine Art Ersatzsynagoge diente, ist nicht bekannt. Sicher ist, daß die jüdischen Kinder auch die hiesige Volksschule besuchten, als nach 1866 das Königreich Hannover eine preußische Provinz geworden war. Von nun an konnten die Juden wohnen, wo sie wollten. Da ihnen wohl unser kleiner Ort nicht Erwerbsmöglichkeiten genug bot, zogen viele von ihnen nach Göttingen oder Duderstadt. Doch noch im Jahre 1880 wohnten mindestens drei jüdische Familien hier. Ihre Namen waren Meyer-Löwenthal, Goldschmidt und Cohn.

Die Lehnsabhängigkeit der Bauern, Kötner und Häuslinge ging in Wöllmarshausen erst Mitte des 19. Jahrhunderts zu Ende. Die Hauptlasten wurden am 21. Februar 1852 durch die Zahlung eines Gesamtbetrages von 10023 Talern in Gold an die Herren von Uslar-Gleichen abgelöst. Nur ganz langsam stellten sich die Einwohner unseres Dorfes auf die neuen Gegebenheiten ein. Die alten Abhängigkeiten, die über Jahrhunderte bestanden hatten, waren nicht so schnell aus dem Bewußtsein der Menschen zu löschen. So gab es noch 1864 zwei Schäfereien in Wöllmarshausen, einen hessischen und einen hannoverschen Trupp. Der Schäfer des hessischen Trupps hieß Friedrich Stietenroth, der in dem Haus wohnte, das jetzt Walter Wollnik gehört. Der Schafmeister des hannoverschen Trupps hieß Karl Gabeler. Er wohnte in dem kleinen Hause unten im Dorfe an der Brücke neben Albert Steinwachs. Das Haus ist vor Jahren abgebrochen worden. Auch der Hessenkrug im Hause des Bauern Heinrich Hampe, jetzt Ernst Vollmer, bestand als Gastwirtschaft im Jahre 1872 noch. Später soll die Konzession auf das Haus Stietenroth übergegangen sein.

21. Die Schlacht bei Wöllmarshausen

Auszug aus einem Artikel der Göttinger Monatsblätter, August 1978 von Dr. Gresky: Man schrieb das Jahr 1626. Seit drei Jahren schon wütete der große Krieg, den man später den Dreißigjährigen nannte, in unserer Heimat. Der Feldherr Tilly hatte Münden, Göttingen, Northeim und Einbeck besetzt und war bis nach Osterode vorgedrungen. Der andere katholische Feldherr, Wallenstein, stand im Südharz und an den Ufern der Elbe.

Der Gegner dieser beiden, König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein Führer der protestantischen Truppen war, wollte weit nach Süden vorstoßen, um seinen Glaubensbrüdern in Süddeutschland Hilfe zu bringen. Unter seinem Druck mußte Tilly die Besetzung von Northeim aufgeben. Wallenstein traf sich mit Tilly am 30.06. und 10.07. in Duderstadt, wo ersterer sich bereit erklärte, zu den Tillyschen Truppen Regimente abzustellen. Davon hatte König Christian erfahren, der nun durch einen schnellen Vorstoß versuchte, die Vereinigung zu verhindern. Dies gelang jedoch nicht, denn wir wissen aus einem anderen Bericht, daß sich die Scharen Wallensteins mit den Truppen Tillys bei Benniehausen und Wöllmarshausen zusammenschlossen. So standen sich auf engstem Raume im Gartetal die Gegner gegenüber und jeder glaubte, daß sich bei Wöllmarshausen die Entscheidungsschlacht anbahnte.

Die Unklarheit über die Feindlage führte bei den Tillyschen Truppen am 21.08., als ein Gewitter durch das Gartetal zog, zu der Annahme, daß der Bundesgenosse mit dem Feinde den Kampf aufgenommen habe. König Christian aber, der sich wohl durch die Vereinigung der Gegner unterlegen fühlte, ließ sich nicht auf eine Schlacht ein, sondern zog sich am 24.08. zurück und versuchte, die Festung Wolfenbüttel zu erreichen, was ihm nicht gelang. Tilly setzte ihm nach und so kam es statt zur Entscheidungsschlacht bei Wöllmarshausen am 27.08. zur Schlacht bei Lutter am Barenberge, etwas nördlich von Seesen.

So wäre unser Ort bald in die Geschichte eingegangen, doch wir überlassen diesen Ruhm jedoch gern dem Ort Lutter.

Aus diesen Vorgängen im Gartetal gibt es einen Bericht des Freiherrn Gustav von Ostau, eines pommerschen Edelmannes, der als Oberst und Kommandeur im Heere König Christians kämpfte, welcher so spannend ist, daß er hier wörtlich wiedergegeben werden soll:

„Am 23. August glaubten wir Offiziere der deutschen Cürasreiter ganz entschieden, daß es bei Wöllmarshausen, unweit Duderstadt, zur entscheidenden Hauptschlacht kommen würde. Das Tilly'sche Heer stellte sich hier in Schlachtordnung auf, und der König Christian ließ uns in einer halben Meile Entfernung davon ebenfalls eine feste Stellung nehmen. Wie immer stand ich mit meiner Companie dem Feinde zunächst, und mir gegenüber stand ein baierisches Drogonerregiment, mit welchem ich mich nun seit drei Jahren gar häufig und oft mit dem verschiedensten Erfolg herumgeschlagen hatte. So kannte ich die meisten Officiere desselben selbst bei Namen, und es kam sogar vor, daß wir oft einige Stunden einen Waffenstillstand miteinander schlossen, um in einer Schenke einen guten Trunk gemeinsam zu thun. Es wird in einem vieljährigen Kriege häufig vorkommen, daß einzelne Officiere, die stets mit den Waffen sich gegenüberstehen, des steten Hauern und Schießens überdrüssig werden und auf Stunden die Pallasche einstecken, um einen guten Trunk miteinander zu thun. So geschah es dann auch hier wieder. Der mir zunächst gegenüberstehende Kurbaierische Rittmeister war ein Freiherr von Lerchenfeld, aus vornehmen baierischem Geschlecht, und ein echter Ritter vom Helmbusch bis zum Sporn. Ich hatte damals, als ich mit meiner Mutter von Pommern nach Genua reiste, zwei Tage auf der Burg seines Vaters unweit von Augsburg gerastet, und wir standen daher in persönlicher Bekanntschaft miteinander. Als wir daher jetzt unsere gegenseitigen Vorposten in einem grünen Thal, in welchem ein heller Bach floß, aufstellten, rief mir der baierische Rittmeister zu: „Langer Pommer (so ward ich meiner ungewöhnlichen Körpergröße wegen allgemein genannt), laßt uns ein paar Stunden Waffenruhe halten. Wir haben nun schon überreichlich heute aufeinander geschossen und morgen wird ohnehin ein blutiger Schlachttag sein, an welchem es heiß genug hergeht, warum sollen wir uns beständig Löcher in das Fell hauen und uns schießen. Laßt Euern Trompeter abblasen, der meine soll das Gleiche thun, und dann wollen wir uns im Schatten jener großen Eiche dort lagern und ein gutes Faß Einbecker Doppelbier, welches ich auf meinem Karren habe, gemeinsam anstechen.“

„Recht so Kamerad – ist ein Vorschlag zur Güte“, antwortete ich wieder und befahl meinem Trompeter, abblasen und meine Reiter zusammenzurufen, worauf die Baiern ein gleiches thaten. So ritten wir denn mit den Pallaschen in der Scheide und die Fauströhre im Halfter durch den Bach nach der Eiche zu, wo die Baiern, wohl 40 bis 50 an der Zahl, schon abgesessen waren, begrüßten sie nach Anstand und Sitte und saßen dann

ebenfalls ab, worauf allen Pferden die Futterbeutel umgehängt wurden. Ein munteres Trinkgelage begann nun, und freundschaftlich tranken wir Officiere uns einander zu und unsere Reiter thaten ein Gleiches. Die Baiern sind stets, wie der Teufel nach einer armen Seele, auf gutes Bier versessen und wissen solches auch geschickt aufzuspüren und so hatten sie denn auch ein großes Faß des stärksten Doppelbieres, welches nur in Einbeck gebraut wird, bei sich. Meine Leute hatten dafür Schinken und Würste in ihren Säcken und so schmausten und tranken wir auf das Beste. Wer uns alle so einträchtig nebeneinander auf dem grünen Rasen sitzen und aus vollen Feldflaschen uns zutrinken gesehen hätte, der wäre wahrlich nicht auf den Gedanken gekommen, daß wir erbitterte Feinde waren, die schon manches blutige Scharmützel miteinander gehabt hatten und bereits am nächsten Tage wieder in offener Feldschlacht hartnäckig gegeneinander kämpfen würden. Doch warum sollten wir uns in dem wilden Kriegsleben nicht auch einmal einige friedliche Stunden gönnen?

Als das große Bierfaß bis auf die Nagelprobe geleert und der letzte Schinkenschnitt verzehrt war, schüttelten wir uns zum Abschied noch einmal die Hände, versprachen uns gegenseitig gutes Quartier, wenn das Kriegsunglück es sich so mit sich bringe, daß wir etwa einander in Gefangenschaft fielen, saßen dann auf, salutierten zum Abschied und ritten nach verschiedenen Himmelsrichtungen, eine jede Partei zu dem Heere, dem sie angehörte, fort.

Im Hauptquartier des König Christian machte ich die wahrheitsgetreue Meldung, daß ich auf eine starke kurbaierische Streifpartei gestoßen sei, mit ihr aber kein weiteres Gefecht gehabt habe.“

Dieser Bericht über „das Faß Einbecker Bier im Schatten einer grünen Eiche bei Wöllmarshausen“ gehört zu den lebendigen Schilderungen des Dreißigjährigen Krieges. An solchen Freuden hatte der Bürger im Dorf gewiß keinen Anteil.

Für ihn galt es, das letzte bißchen Nahrung so gut zu verstecken, daß es von den plündernden Truppen aller Parteien nicht entdeckt wurde, damit er das nackte Leben retten konnte; welch' schreckliche Zeit.

22. Die Sage vom blauen Wunder

Nach einer Geschichte von Franz Fromm, Barcelona. Aus Tecklenburgs Heimatkalender, 1924, S. 25 Zwischen der Steinsmühle und der Spinnerei, unweit des Dorfes Klein-Lengden, liegt im Gartetal, dicht neben der Straße ein ehemaliger Steinbruch.

Bis zum Jahre 1929 war an dieser Stelle ein Fels zu sehen, der eine merkwürdige Zeichnung dauerhaft eingemeißelt trug.

Hier soll im 30-jährigen Kriege ein Wunder geschehen sein. Damals führte die alte Straße noch oberhalb dieses Steinbruchs entlang.

Ein junger, frischer Fähnrich der Landsknechte, die unter dem Grafen Pappenheim im Jahre 1626 Göttingen belagerten, war oft diesen Weg von Göttingen kommend zur damaligen Mühle geritten, um die schöne Müllerin zu besuchen. Damals war dieses einzeln stehende Gehöft noch eine Mühle. Christoffel Prunner war sein Name. Sein Kamerad Moritz Hüber neidete ihm diese häufigen Besuche, bei denen er nicht nur besonders gutes Essen vorgesetzt bekam. Überall herrschte Not, denn rund herum in den Dörfern waren die Vorräte aufgezehrt, den Bauern hatte man das letzte Stück Vieh und das letzte Körnchen Getreide mit Gewalt entwendet. Dieser Moritz Hüber wollte nun unsern Christopher aus dem Wege schaffen. Dazu hatte er sich einen Plan ausgedacht, den er an einem schönen Maienabend ausführte. Im dichten Gebüsch versteckt, lauerte er seinem Kameraden auf. Als Christopher gerade oberhalb des steilen Felsens ritt, schoß Hüber und verwundete das Pferd des Christophers am Ohr. Das Pferd scheute und sprang nach rechts in den Abgrund, den die Dämmerung verhüllte. Im Sturz rief Prunner seinen Schutzheiligen, den heiligen Christopherus um Hilfe an. Da geschah ein Wunder. Ohne Verletzungen waren Pferd und Reiter die steile hohe Felswand hinabgestürzt. Als die Müllerin, die den Vorgang von der Haustür aus beobachtet hatte, an die Unglücksstelle kam, fand sie beide unverletzt.

Über dieses wunderbare Geschehnis herrschte bei den beiden Menschen große Freude und sie waren dankbar für die Errettung. Dieser Abend war der Abschiedsabend zwischen Christopher und der Müllerin, denn wenige Tage später zog er und seine Kameraden fort in andere Gegenden unseres Vaterlandes. Von Moritz Hüber kam keine Nachricht mehr zu ihnen.

Jahre vergingen, und auch Christopher und die Müllerin hörten nichts von einander. Anna, die Müllerin, wartete und hoffte, daß eines Tages der Krieg zu Ende gehen und ihr Christopher zurückkehren würde, denn sie

brauchte eine kräftige Stütze für ihre Mühle. Aber noch mancher Sommer und mancher Winter sollten über das Land ziehen, ehe es für die beiden ein Wiedersehen gab.

Inzwischen war das Söhnchen, das ihr geschenkt ward, zu einem kräftigen Knaben herangewachsen. Mit ihm ging die Müllerin manchen Abend an den Felsen, wo der heilige Christopherus das Wunder hatte geschehen lassen. Davon erzählte sie ihrem Buben, und damit er sich freute, ritzte sie ein Bild des Reiters und des heiligen Christopherus in den Sandsteinfelsen. Später nahm sie Hammer und Meißel und grub das Bild dauerhaft in den Stein. Daneben machte sie eine Nische, in die sie ein ewiges Licht hineinstellte. Der Schmied von Groß-Lengden hatte eine Tür gefertigt, in die eine blaue Glasscheibe, sie stammte von der zerstörten Burgkapelle auf den Gleichen, eingelassen war.

Weil sie so innig bat, half der heilige Christopherus wieder. Einige Jahre später ritt an einem strahlenden Sommermorgen ein einsamer Reiter am Hengstberge vorbei, die Bramke entlang und bog dann am Felsen ab, der Mühle entgegen. Dort blieb er an der Felswand stehen; denn da war gerade ein blonder Junge damit beschäftigt, einen Strauß frischer Vergißmeinnichtblüten in einen Topf zu stellen. Auch sah der Reitersmann das eingearitzte Bild und den Schimmer des ewigen Lichts.

„Wie heißt Du denn?“ fragte er den Knaben. „Christopher Prunner“, war die Antwort. Sein Kind also – davon hatte er nichts gewußt. „Was machst Du denn hier?“ fragte er weiter. „Ich bringe meinem Vater Vergißmeinnicht, er ist von diesem Felsen abgestürzt und später in den Krieg gezogen, nun ist er tot. Weil ich heute Geburtstag habe, darf ich die Blumen bringen, sonst macht das Mutter immer.“ „Weil Du heute Geburtstag hast, will ich Dich auch reiten lassen“. Er hob seinen Knaben auf das Pferd, denn sie wollten schnell zur Mutter reiten. Von weitem rief das Kind schon seine Mutter in heller Freude. Sie war vor die Haustür getreten und sofort erkannte sie den Reitersmann, es war Christopher, der Vater ihres Sohnes. Das war ein frohes Wiedersehen! Freude herrschte in der Mühle, in der nun endlich die Familie vereint war. Es war also das zweite Wunder geschehen, Christopher war zurückgekehrt und blieb nun für immer in der Mühle. An die Felswand mit der Zeichnung gingen alle drei noch oft.

Das Bild im Felsen, der Reiter, der heilige Christopherus und die Nische für das ewige Licht blieben 303 Jahre erhalten, bis es im Jahre 1929 Menschen, die von dieser Sage nichts wußten, zerstörten. – Herrn Lehrer in Ruhe Heinrich von Werder und seinen Heimatfreunden aus Klein-Lengden sei

an dieser Stelle gedankt, daß sie durch Anbringen einer Steintafel an den genannten Felsen diese schöne Volkssage, die sich anhört wie ein spannender Roman, zu neuem Leben erweckt haben.

23. Einiges aus der Nachbarschaft

Werfen wir einen Blick über unsere Grenzen, so erblicken wir zu-
erst, etwa drei Kilometer südöstlich von unserem Ort, das Dorf
Kerstlingerode.

Es ist eines der „Rodedörfer“, die später als Wöllmarshausen gegründet wurden, wie aus alten Urkunden ersichtlich, zuerst „Christlingerode“ hieß.

Um den ersten Rittersitz der Herren von Kerstlingerode und der von ihnen im Jahre 1089 erbauten Kirche (nicht die jetzige) siedelten sich die ersten Bauern an. Kerstlingerode kann sich rühmen, schon damals eine Wasserleitung besessen zu haben, denn man leitete das Wasser aus dem Dichtelbrunnen am Pfungstanger in ihre Gebäude. Der „Thie“ war unter der großen Linde, die erst vor wenigen Jahren infolge Altersschwäche abgeholzt werden mußte. Sie stand vor dem ehemaligen Amtshause, jetzt Eikenbergschen Hofe.

Im Jahre 1590 hat Hans Wilhelm von Kerstlingerode ein Hospital (Herberge) gestiftet, in dem alte Leute ihren Lebensabend verbrachten, ein Gebäude, das heute noch in der Nähe der Kirche steht und mit zu den ältesten im Gartetal zählt.

Auch der Dreißigjährige Krieg erforderte von dem Dorf viele Opfer, so daß, nach Angaben des Pastors Heise aus Bischhausen 1724 in Kerstlingerode nur noch sechsundzwanzig haussitzende Leute übrig waren. Vor allem im Jahre 1634, als der Herr von Kerstlingerode sich mehr nach Sachsen-Weimar hinwandte und in seinem Amte eine Kompanie Weimarsche Dragoner einquartieren ließ, haben die Dörfer Kerstlingerode und Rittmarshausen schwer gelitten, weil die braunschweigischen Untertanen Curd Hans Heinrich von Uslar und der Amtmann Heinrich Vollmer aus Reinhausen mit etlichen hundert Bauern gegen die Dragoner zogen, in den genannten Dörfern plünderten und alle häuslichen Einrichtungen zerschlugen.

An dem Wege nach Rittmarshausen stand vor der Reformationszeit eine Klause mit einem Bildnis der St. Anna, der Mutter Maria, bei dem die Vorbeigehenden eine kurze Andacht hielten. Danach wurde der Ort Sankt Annen genannt.

Am 15. Oktober 1642 gab es in Kerstlingerode ein Schadenfeuer, bei dem drei Wohnhäuser mit Scheunen abbrannten. Ein noch größerer Brand entstand 1645 durch Kinderbrandstiftung, als innerhalb zwei Stunden zwölf Häuser eingeäschert wurden. Die eng aneinander stehenden Häuser mit Strohdächern hatten die Flammen schnell fortgetragen. Da das Dorf in

der Mitte zwischen Göttingen und Duderstadt liegt, hatte es lange Jahre im 19. Jahrhundert eine Postagentur, bei der die Postkutschen Halt machten. Von hier wurden die umliegenden Dörfer, auch Wöllmarshausen, mit Post bestellt.

Im Krieg 1866 übernachtete der preußische General von Manteuffel im Pfarrhaus von Kerstlingerode, als er mit seinen Truppen durch das Gartetal zur Schlacht bei Langensalza zog.

In der heutigen Zeit ist das Dorf Schulort für die Dörfer im oberen Gartetal. Wo jetzt die Mittelpunktschule steht, war früher die Haltestelle der Gartetalbahn, als sie noch bis Duderstadt verkehrte.

Das jetzige Rittmarshausen ist anfänglich kein Dorf gewesen. An dieser Stelle soll nur einer Namens Rittmar gewohnt haben. Das eigentliche Dorf, bestehend aus einigen Gehöften mit einer Kapelle, lag früher etwa zwei Kilometer ostwärts nahe am Walde und nannte sich Bernsroda. Die Feldflur, wo einmal die Kapelle stand, wird heute „auf den Kirchhöfen“ genannt. Die beiden Glocken aus dem Gotteshaus wurden von dem Abt Günter von Roringen aus dem Kloster Reinhausen an die Kirche von Bredenbeek, heute Bremke, verpfändet.

Die Verstopfung der Brunnen als Folge einer großen Überschwemmung und Versiegen der Wasserquelle soll die Einwohner gezwungen haben, sich talabwärts anzusiedeln. Unterhalb Rittmarshausens stand ein Siechenhaus, das 1636 erbaut und zuletzt von zwei aussätzigen Frauen bewohnt wurde. Es wurde 1698 abgebrochen und von den Herren von Uslar, den derzeitigen Besitzern des Gutes Rittmarshausen, durch ein Armenhaus ersetzt.

Etwas unterhalb an der Garte gelegen, stand die Köllsche Mühle, welche 1626 von Tillyschen Truppen abgebrannt wurde. Auch eine andere, etwas oberhalb an der Garte gelegene Mühle, wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört, dann aber wieder aufgebaut. Die Gebäude gehören jetzt dem Bäcker Karl Schulze. Rittmarshausen wurde Endstation der Gartetalbahn, als nach dem ersten Weltkriege die Strecke nach Duderstadt stillgelegt wurde.

Auch gab es hier Ende des 19. Jahrhunderts eine Zuckerfabrik, die aber bald nach ihrer Erbauung ihre Pforten wieder schließen mußte.

Der Ortsname Sattenhausen hat mit „satt“ oder „hungrig“ nichts gemein, obwohl das Dorf eine sehr ertragreiche Feldflur besitzt und dort, mit Ausnahme von Kriegszeiten, noch keiner verhungert ist. Der Lehrer Atmer, der Autor der Sattenhäuser Dorfchronik, leitet den Namen aus dem Plattdeutschen ab, wonach er „Szatenhusen“ ausgesprochen wird. In der Heide in Norddeutschland soll man den Brunnen auf Plattdeutsch „Szat“ nennen. Er

glaubt daher, daß Szatenhusen soviel wie Dorf am Brunnen oder an der Quelle bedeutet. Tatsächlich gab es im Ort früher zahlreiche Quellen. Eine davon ist heute noch am sogenannten „Gänsemarkt“. Da aber die Silbe „Szat“ auch mit Sumpf oder Morast zusammenhängt und die Ortswege vor ihrer Befestigung mit Steinschlag noch im 19. Jahrhundert durch Knüppeldämme passierbar gemacht wurden, um mit Fahrzeugen nicht zu versinken, wird diese Annahme richtig sein. Den Silben „hausen“ nach sind die ersten Siedlungen etwa gleichaltrig mit denen in Wöllmarshausen, etwa aus dem 8. Jahrhundert. Dagegen sind die Güter Riekenrode und Himmigerode, die zum Ortsbezirk Sattenhausen gehören, wohl erst einige hundert Jahre später entstanden.

Ein ganz besonderes Wahrzeichen des Ortes ist der runde Kirchturm, den es im Gartetal nur hier gibt und der in alten Zeiten mit einer doppelten Ringmauer umgeben und einer Befestigung war. Er ist im Jahre 1432 von einem Adeligen Hans von Niedeck erbaut worden. Da es aber zu dieser Zeit keine Herren von Niedeck in der hiesigen Gegend mehr gab, wird vermutet, daß es sich bei dem Erbauer um Hans von Stockhausen handelt, der von den Herren von Kerstlingerode, den derzeitigen Lehnsherren der Niedeck, ein Afterlehn besaß. Der obere Holzaufbau des Turms ist im Dreißigjährigen Kriege abgebrannt, später ist er wieder aufgebaut worden. Im 19. Jahrhundert ist er mehrfach erneuert und mit einem Schieferdach versehen. Im Jahre 1737 brach in Sattenhausen ein Feuer aus, das infolge der engen Bauweise den ganzen Ort bis auf zwei Gebäude einäscherte. Der Brand soll im Hause eines Juden entstanden sein, die es nach dieser Zeit hier nicht mehr gibt. Der Judenfriedhof war an der Westseite des Ortes, „hinter der Worth“, besteht aber seit der Verkoppelung im Jahre 1886 nicht mehr.

Da Sattenhausen zum Besitz Herren von Uslar auf Burg Neuengleichen gehörte, wurde es hessisch, als die Brüder Ernst und Hans von Uslar 1451 ihr Eigentum an den Landgrafen von Hessen verkauften. Das hatte vor allem Folgen in Glaubensfragen. Waren die Einwohner in der Zeit des Verkaufs noch katholisch, so wurden sie um das Jahr 1531 lutherisch wie alle Leute der Umgebung von 1617 auf Befehl des Landgrafen reformierte Glaubensanhänger, was sie bis heute geblieben sind.

Im Jahre 1816 kam dann Sattenhausen, wie alle hessischen Besitzungen in Südhannover, an das Königreich Hannover. Die scherzhafte Bezeichnung „blinde Hessen“, die sich die Sattenhäuser noch eine Zeitlang von ihren Nachbarn anhören mußten, haben sie nicht übelgenommen.

Sattenhausen ist eines der wenigen Dörfer in der Umgebung, in dem altes Brauchtum noch lebendig ist. So läßt man sich durch keine Hindernisse davon abbringen, zu Beginn der Fastenzeit den „Lazarus“ zu beerdigen. Eine Strohuppe, die den Winter darstellt, wird auf einer Leiter aus dem Dorfe getragen und mit Gesang und deftigen Reden in einen Straßengraben versenkt, zum Zeichen, daß nun bald der Winter dem Frühling Platz macht. Danach wird im Rathaus tüchtig gefeiert. Das Schulgebäude neben der Kirche wurde 1898 erbaut. Die alte Schule wurde an den Oberholzhauer Ludwig Weppner verkauft. Es ist das Wohnhaus, welches jetzt Frau Gerda Moers, früher Frau Auguste Eggert, gehört.

Ob der Name des Ortes Gelliehausen, weil das Dorf am Fuße der Gleichenberge liegt, von „Gliedenhusen“ abgeleitet ist, kann heute wohl, wie so vieles, nicht mehr geklärt werden. Eines aber ist sicher, es ist ein landschaftlich schön gelegener Ort, in dem der Dichter Bürger das Liedchen sang:

„Ich rühme mir mein Dörfchen hier,
denn schönere Auen
als ringsumher die Blicke schauen,
blühn nirgends mehr“.

In Gelliehausen baute sich die Ludolfsche Linie der Herren von Uslar einen Gutshof, bevor sie im 16. Jahrhundert ihre Burg Altengleichen verließ. Er steht heute noch neben der Kirche und gehört dem Herrn Baron Georg von Uslar-Gleichen.

Hier im Ort war der Amtssitz des Patrimonialgerichts Altengleichen, an dem Gottfried August Bürger von 1772 bis 1784 Amtmann war. Das Haus, in dem Bürger wohnte, steht am Dorfteich und ist mit einer Tafel mit Inschrift versehen.

Südlich des Dorfes gab es in alten Zeiten noch einen Ort, der Sterteshagen hieß. Er ist aber verlassen worden und die Ländereien gehören jetzt zur Feldflur Gelliehausen.

Ostwärts, an einem kleinen Bache, Orte genannt, stand früher die Außenmühle, eine kleine Getreidemühle, im Volksmunde die „Ossenmühle“ genannt, von der heute nur noch die Grundmauern zu sehen sind. Weiter unterhalb am selben Bach, am Wege nach Wöllmarshausen, war die „Diebichmühle“, die schon lange Zeit vorher verfallen ist. Gelliehausen war von 1451 bis 1816 ein sogenanntes „Mengedorf“, in dem wie in Wöllmarshausen hessische und welfische Untertanen bunt durcheinander wohnten.

Am Fuße der Gleichen, umgeben von vielen schönen neuen Wohnhäusern, befindet sich heute das Speiselokal Salzmann, ein beliebtes Ausflugsziel vieler Menschen der Umgebung.

Das Dorf Benniehausen wird im Jahre 1123 in einer lateinischen Urkunde erwähnt, wonach wahrscheinlich ein Graf Sizzo hier dem Kloster Bursfelde Güter verkaufte, was der Erzbischof von Mainz in dieser Urkunde bestätigte. 1308 treten Hermann, Ernst und Heise von Uslar von ihrem Eigentum fünf Hufen Land in Benniehausen an den Erzbischof Peter von Mainz ab und nehmen sie gleichzeitig wieder als Lehen. Später hören wir dann von Schenkungen der Herren von Uslar aus ihren Gütern in Benniehausen an das Kloster Reinhausen. Auch dieser Ort gehörte zu den vier „Menedörfern“. In dem Kaufbriefe, den der Landgraf von Hessen den Brüdern von Uslar 1451 ausstellte, heißt es hierzu folgendermaßen: Item eyn Verdenteil an dem Dorffe Bennyngehusen und die Niddern mole (Mühle) daselbst und sunderlich so gibbet de mole eyn Göttingsche Margk. Item diese nachgeschrieben hobe eynen sin zcu Bennyngehusen gelegen: Item Heintz Wendeln haid eynen Hoff davon gibbet er zcwey huner und zcwey geschogk eyern. Item eyn Hoff heißet der krumme Hoff. Item Heintz Curd Gruwelin daselst eylfften halben schillingk von Land zu Sweckhusen“.

Die Herren von Uslar verkaufen unter anderem am 4. Januar 1481 das Gleitzenland nebst Zubehör an Tile Vorstenberg, Bürger zu Göttingen, wiederkäuflich für 18 rheinische Gulden. Derselbe kauft 1509 ebenfalls ein Gut in Benniehausen. Otto von Kerstlingerode auf Niedeck kauft 1519 einige Besitzungen in Benniehausen. 1531 werden die Herren von Uslar gezwungen, ihr großes Vorwerk im Ort an Hans Kyne, Ratsmann und Bürger von Göttingen, zu verkaufen, um sich die Rüstung gegen die Türken zu beschaffen.

Am 24. Februar 1763 verkaufen drei Herren von Uslar dem Müller Nikolaus Lockemann ihren vierten Teil des Frucht- und Flachszehnten zu Benniehausen wiederkäuflich für 700 Taler Gold. In diesem Ort gab es früher zwei Mühlen: Die Lockemannsche, die zur Sägemühle umgebaut wurde, aber auch eine Getreidemühle war die untere Mühle, deren Gebäude jetzt dem Bauern Wedekind gehören. Beide sind schon lange stillgelegt.

Benniehausen ist bekannt durch das zum Ort gehörende Gasthaus Waterloo und den Quell am Negenborn, ein von dem Dichter Bürger gern besuchter Platz.

Es fällt uns auf, daß die Namen der Dörfer am Unterlauf der Garte, Die-marden, Groß-Lengden mit „en“, während sie am Mittellauf mit „hausen“:

Benniehausen, Gelliehausen, Wöllmarshausen, Sattenhausen und an ihrem Oberlauf mit „rode“: Kerstlingerode, Beienrode, Bernsroda (das frühere Rittmarshausen), enden. Da man weiß, daß die ersten Ansiedlungen ihrem Alter nach in dieser Reihenfolge hier entstanden sind, wird die Vermutung, daß die Besiedlung unserer Heimat vom Westen her erfolgt sein muß, wohl richtig sein.

Dort, wo das Gartetal von der Natur besonders begünstigt ist, etwa einen Kilometer westlich unseres Dorfes an der Straße nach Göttingen, liegt das ehemalige Ausflugslokal Waterloo. Es ist heute noch in unseren Straßenkarten namentlich genannt.

Mancher Fremde oder Neubürger der Umgebung wird sich fragen, wie denn wohl dieser Name in unsere Landschaft kommt, den er aus seiner Schulzeit her als einen Ort in Belgien kennt, wo der englische General Wellington den Seufzer tat: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen“, wo dann schließlich in einer entscheidenden Schlacht die Macht des französischen Kaisers Napoleon endgültig gebrochen wurde.

Hier kämpften auch viele Hannoveraner mit, unter ihnen ein Herr Hoffmann aus Benniehausen. Dieser hatte sich in den Kämpfen ausgezeichnet und bekam als Dank dafür vom Fiskus den Grund und Boden geschenkt, auf welchem er sich nach dem Kriege 1815 ein Haus baute und eine Gastwirtschaft einrichtete. Letztere nannte er zur Erinnerung an die Schlacht, an der er teilgenommen hatte: „Waterloo“.

Durch Heirat seiner Tochter mit einem Herrn Klinkermann, ebenfalls aus Benniehausen, änderte sich etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Familienname des Besitzers.

Als in den Jahren 1850-52 die Landstraße von Göttingen nach Duderstadt gebaut war, die direkt am Gasthause vorbeiführt, entwickelte sich ein Ausflugsverkehr, der viele Göttinger in die Naturschönheit des Gartetals brachte, die dann im Gasthaus Waterloo ihre Einkehr hielten. Die Gäste kamen damals noch zu Fuß oder in großen Pferdewagen, die man Landauer nannte. Nach der Eröffnung der Gartetalbahn im Jahre 1897 steigerte sich dieser Verkehr erheblich, so daß dieses Lokal eine der beliebtesten Einkehrstätten weit und breit wurde, war man doch in der Nähe der durch den Dichter Bürger bekanntgewordenen historischen Stätten des Negenborns, der Bürgergrotte, der Seufzerallee und der Niedeck. Manche Studentengruppe feierte ihre Kneipe in der mit Holz verkleideten Halle von Waterloo und machten den Namen dieses gemütlichen Hauses weit und breit bekannt.

So war es über viele Jahrzehnte hinweg. Dann aber nagte auch hier der Zahn der Zeit. Nach Abbruch der Gartetalbahn im Jahre 1957 und nach Einsetzen des immer größer werdenden Autoverkehrs zog es die Menschen hinaus zu ferneren Ausflugszielen. Nun schlummerte Waterloo vor sich hin, bis es schließlich an einen Nachbarbesitzer verkauft wurde. So wird heute im Volksmunde der alte historische Name durch den moderneren: „Pigalle“ mehr und mehr ersetzt, der wohl reichlich übertrieben ist für diesen Ort.

Amtlich aber bleibt der Name „Waterloo“, und bei der älteren Generation wird er auch im Volksmunde weiter so genannt werden in Erinnerung an so manche frohe Stunde aus der Jugendzeit.

24. Auszug aus der Kopfsteuerliste von 1689 und dem Verkopplungsrezess von 1876

Um einmal feststellen zu können, wie sich die Namen der Besitzer in Wöllmarshausen im Laufe der Jahrhunderte geändert haben, werden nachstehend zwei Listen aufgeführt. Die erste gibt an, wer im Jahre 1689 in unserem Ort eine Kopfsteuer an das Fürstentum Calenberg-Göttingen-Grubenhagen entrichten mußte. Hier sind allerdings die hessischen Untertanen nicht aufgeführt.

Die zweite Liste ist aus dem Verkopplungsrezess von 1876 entnommen und durch die heutigen Besitzer ergänzt.

Tabelle 1: *Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg-Göttingen-Grubenhagen von 1689 WÖLLMARSHAUSEN*

Otto Rocke			
geringer Bachmüller	38 Morg.	Verh.	4 Kinder
Stoffel Rocke			
geringer Bachmüller	34 Morg.	Verh.	0 Kinder
Noch eine Wüste Stelle			
Ernst Kiepe, tut Spanndienst	48 Morg.	Verh.	5 Kinder
Jobst Ohm	34 Morg.	Verh.	Alte Mutter
Mathias Rocke	40 Morg.	Verh.	3 Kinder
Otto Rieping	40 Morg.	Verh.	2 Kinder
Besitzt noch ein Haus, in dem Hans Degenhardt wohnt.			
Jürgen Wölting	17 Morg.	-	2 Kinder
Jobst Germershausen	17 Morg.	Verh.	2 Kinder
Heinrich Wüstefeld	16 Morg.	Verh.	2 Kinder
Christiph Schnemans Ww.	16 Morg.	Verh.	3 Kinder
Christoph Gruben	18 Morg.	verh.	3 Kinder
Noch ein wüstes Haus			
Hans Meyer	17 Morg.	verh.	3 Kinder
Christian Schneman	19 Morg.	verh.	3 Kinder
noch ein wüstes Haus			
Harmen Kaufmans, Ww.	15 Morg.	-	2 Kinder
Hans Ripling	12 Morg.	Verh.	-
Daniel Länge	16 Morg.	Verh.	-

Otto Usler	12 Morg.	Verh.	1 Kind
Mathias Germershausen wüstes Haus, wohnt unter den Hessen.			
Casper Heyse	3 Morg.	Verh.	2 Kinder
Werner Göbel	-	-	1 Kind
Jürgen Pfalzgräve	3 Morg.	Verh.	1 Kind
Esias Woltmann, Soldat	-	Verh. –	
Christoph Wiesen	3 Morg.	Verh.	2 Kinder
Hans Freitag	3 Morg.	Verh.	1 Kind
Anna Gerbisch, Bademutter (Hebamme)	-		
Hans Gerbich	-	verh.	–
Kuhhirte Klaus	-	verh.	1 Kind
Schweinehirte Andreas Stempel	-	verh.	2 Kinder
Schulmeister Andreas Fange	-	verh.	1 Kind

Die hannoversche Gemeinde bestand insgesamt aus 105 Personen.

Hausnummern sind nicht angegeben, sie waren damals noch nicht eingeführt. Es ist daher nicht nachzuweisen, auf welchen Grundstücken die Genannten gewohnt haben.

Vermutlich ist aus dem Namen Rocke später der Name Recke geworden.

Der Soldat Esias Woltmann war Angehöriger der hannoverschen Armee. Die Gemeinde mußte einen Soldaten mit Pferd unterhalten, der nur zu Übungen einrückte, sonst aber in Wöllmarshausen lebte.

Auffallend an der vorstehenden Liste ist auch, daß es 1689 noch mehrere wüst gewordene Häuser gab. Die Wunden des Dreißigjährigen Krieges waren wohl vierzig Jahre später noch nicht geheilt.

Wenn man die Zahl der hessischen Einwohner auf 30-40 schätzt, so haben 1689 in Wöllmarshausen etwa 150 Menschen gewohnt.

Nachfolgende Tabelle zeigt Beteiligten an der Verkoppelung im Jahre 1876 und die Besitzer 1978: Die nach 1876 gebauten Wohnhäuser sind hier nicht aufgeführt.

Die letzte Spalte „Anz“ gibt die Anzahl der Reihestellen an, wie viele Anteile die Hofstellen 1876 am Realgemeindewald hatten. Siehe Kapitel 29 „Die Realgemeinde“

Tabelle 2: *Beteiligte an der Verkoppelung*

Besitzer 1876	Hs.Nr	Besitzer 1978	Anz.
Heinrich Kiepe	1/52	Hans Büttner	5
Heinrich Kiepe	16	Otto Kiepe	
Carl Keim	5	Otto Just	1
Carl Hoffmeister	26	Erich Hoffmeister	3
Carl Hoffmeister	9	Heinz Grote	
Carl Hoffmeister	17	Otto Ausburg	
Ludwig Hampe	23	Werner Klopsch	2
Ludwig Hampe	30	abgebrochen	
August Eggert Erben	49	abgebrochen	
August Eggert Erben	50	Richard Kerl	2
Heinrich Steinwachs	4	Albert Steinwachs	1/2
Wilhelm Steinwachs	4	Albert Steinwachs	1/2
Heinrich Vollmer	6	abgebrochen zw. Bode und Dietrich	1
Christoph Diedrich Ehefrau	7	Karl Diedrich	1
Christoph Hampe	13	Irene Menge	1
Heinrich Ausburg	15	Elfriede Bornemann	1
Friedrich Hoffmeister	19	Reimar Fischer	1
Friedrich Grube	20	Erwin Mollenhauer	1
Friedrich Germershausen	24	Albert Stietenroth	1
Ludwig Kloppmann Ww.	25	Irma Niemeier	1
Albert Holzmann	29	Heinrich Müller	1
August Heise	32	Heinrich Heise	1
Wilhelm Heise	33	Karl Heinz Günther	1
Wilhelm Eikhoff	37	Karl Müller	1
Ludwig Kloppmann Erben	22	Willy Michaelis	2
Ludwig Kloppmann Erben	38	Heinrich Kloppmann	
Heinrich Steinhoff	39	Friedrich Hübener	1
Heinrich Schneemann	11	Eberhard Müller	1
August Stietenroth	44	Heinrich Schneemann	1

Carl Teipel	46	Hermann Vollmer	1
Heinrich Schmidt	48	abgebr. Hermann Schneemann	1
Heinrich Hampe	51	Ernst Vollmer	1
Louis Steinwachs	54	Louis Steinwachs	2
Louis Steinwachs	34	Frau Wodrich	
Carl Kloppmann	55	Waltraut Steinwachs	1
Jakob Goldschmidt	53	Wilfried Mönlich	1
Friedrich Bolle	47	Albert Heise	1
Carl Stietenroth	21	Albert Stietenroth	1
Ludwig Ludolph Ww.	35	Louis Steinwachs	1
Von Uslar, Sennickerode	45	Frau Knoblich	1
Heinr. Hoffmeister, Rittm.	42	Richard Kerl	2
Wilh. Schneemann, Rittm.	40	Henny Schneemann	1
Wilh. Schneemann, Rittm.	41	E. Kaufmann, K. Eickhoff	
Die Schule	28	Fahrlehrer Horstmann	1
Friedrich Schneemann	2	Marie Siegmann	
August Bielib	31	Roni Heise	
August Hoffmeister Erb.	43	Jürgen Heinemann	
Friedrich Heise	36	abgebr. Riedmüller	
August Engelhardt	10	Erna Glahn, Göttingen	
Carl Gabeler	3	abgebr, bei Alb. Steinwachs	
Heinrich Henkel	7 a	Emmi Kornrumpf	
Carl Grube	59	Albert Schäfer	
Ludwig Heise	8	Horst Lesser	
Ernst Dornwell	60	Gerda Aue	
Friedrich Schmitt	61	Lena Herbst, Gelliehausen	
Friedrich Stietenroth	44 a	Walter Wollnik	
Georg Stietenroth	12	abgebr. Frieda Bielib	
Friedrich Gabeler	56	Albert Bode (Tappe)	

Die nach 1876 gebauten Wohnhäuser sind hier nicht aufgeführt.

25. Gottfried-August Bürger

Jedes Schulkind in Wöllmarshausen wußte früher etwas von dem bekannten Balladendichter, dem Übersetzer des „Lügenbarons von Münchhausen“ und dem Schöpfer vieler anderer Gedichte.

Wer von den älteren einheimischen Schülern des verstorbenen Lehrers Knoche könnte vergessen haben, daß er das „Lied vom braven Manne“, das aus Bürgers Feder stammt, als er in Wöllmarshausen wohnte, auswendig lernen mußte?

Wer war nun dieser Mann, nach dem unser Ort jüngst seine Hauptstraße benannte und der vier Jahre seines verhältnismäßig kurzen Lebens hier verbrachte?

Bürger wurde 1747 als Sohn eines Dorfpfarrers in Molmerswende am Südharz, jetzt DDR, geboren. Im 11. Lebensjahr besuchte er zum ersten Male eine Schule in Aschersleben, ein Jahr später eine Privatschule in Halle. Ab 1764 studierte er auch in dieser Stadt Theologie. Dieses Studium mußte er aber auf Veranlassung des Großvaters, seines Geldgebers abbrechen, weil letzterem die leichtsinnige Lebensweise seines Enkels zu Ohren gekommen war.

Ab 1768 begann der Dichter ein Jurastudium in Göttingen und schloß sich einem literarischen Kreis an, zu dem auch sein Freund Boie und unter anderem die Dichter Hölty und Graf Stolberg gehörten. Aus diesem Kreis ist dann später der in Göttingen so bekannte „Hainbund“ entstanden, dem Bürger aber als Mitglied nicht angehörte. Seine Geldsorgen veranlaßten ihn, sich um eine Anstellung mit festem Gehalt zu bewerben. So beauftragten ihn die Herren von UsLAR nach eingehender Prüfung mit der Verwaltung ihres Patrimonialgerichts (Obergericht) Altengleichen und stellten ihn als Amtmann ein. Dieses Gericht hatte seinen Sitz in Gelliehausen, wohin er auch seinen Wohnsitz verlegte. Er heiratete 1774 die Tochter des Amtmanns Leonhart in Niedeck, Dorette, wohnte auch ein Jahr im Hause seines Schwiegervaters und zog 1775 nach Wöllmarshausen in das damals neu erbaute Haus in der Mühlengasse.

Bald wurde die Liebe zu der jüngeren Schwester seiner Frau, Auguste, die er Molly nannte, immer mächtiger in ihm. Nach dem Tode seines Schwiegervaters im Jahre 1777 nahm er sie in seine Hausgemeinschaft auf. 1779 pachtete er das Untergut Appenrode und verzog von Wöllmarshausen nach dort. Doch die Landwirtschaft machte seine ewigen Geldsorgen nur noch schlimmer, so daß er die Pachtung 1784 wieder aufgab und noch

einmal für kurze Zeit nach Gelliehausen zog, wo seine Frau nach einer Entbindung starb. Auch das Kind wurde zwölf Tage nach der Mutter beerdigt. Schon in Wöllmarshausen hatte er eine Tochter, die er sehr geliebt hatte, durch den Tod verloren.

Noch im Jahre 1784 gab Bürger auf eigenen Wunsch seine Tätigkeit als Amtmann in Gelliehausen auf, verzog nach Göttingen in das Gartenhaus seines Verlegers Dieterich und heiratete 1785 seine Schwägerin und Geliebte Auguste, die ihm vorher im Haus seiner Schwester bei Weißenfels einen Knaben namens Emil geschenkt hatte. Doch auch seine Frau starb schon im Januar 1786, nämlich an der Tuberkulose.

Seine dritte Ehe mit dem Schwabenmädchen Elise Hahn aus Stuttgart, die ihn in einem Gedicht öffentlich zur Ehe aufforderte, endete unglücklich und wurde geschieden. Bürger verschied 1794 arm, einsam und verlassen im Alter von kaum 47 Jahren, nachdem er seit 1784 als außerordentlicher Professor der Literatur ohne Gehalt, nur vom Honorar für seine Vorlesungen aus seiner literarischen Arbeit, gelebt hatte. Seine Hoffnungen, als ordentlicher Professor mit festem Gehalt angestellt zu werden, erfüllten sich nicht. Sein Grab befindet sich in Göttingen auf dem Bartholomäusfriedhof an der Weender Landstraße.

Einhundert Jahre nach seinem Tode hat ihn ein Freundeskreis durch Stiftung eines Grabsteins geehrt. Auch erst viel später hat man den Wert seiner Dichtungen erkannt und viele davon in Schulbücher aufgenommen.

Bürger war ein Dichter für das Volk. Er setzte sich mit seinen Werken ein für die Freiheit, gegen allzuviel Macht der Fürsten und Feudalherren und gegen die Bevormundung der Menschen durch die Kirche. Er sprach es in seinen Gedichten aus, was viele Leute insgeheim dachten, wohl auch zu seinem eigenen Schaden. So mußte es dazu kommen, daß die Herren von Uslar ihn fallen ließen und seine Professor-Kollegen ihn mieden, weil sie um ihre eigene Stellung bangten. Seine Dichtungen: „Lenore“, „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“, „Der Kaiser und der Abt“, „Der Bauer – an seinen durchlauchtigen Tyrannen“, „Das Lied vom braven Mann“, und noch viele andere mehr sind erst recht zu verstehen, wenn man die Zeit betrachtet, in der sie geschrieben worden sind. Es war die sogenannte Sturm- und Drangzeit, die Zeit der französischen Revolution von 1789, die, wenn auch nur insgeheim, auch in Deutschland Wurzeln schlug und Vorbote war für die freiheitlichen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts.

Wenn wir auch das Privatleben Bürgers, seine unseligen Liebesaffären, die ihm viel Ärger, vor allem mit dem Pastor Zuch aus Gelliehausen, ein-

brachten, nicht gutheißen können, so müssen wir doch seine Arbeit als Dichter um so mehr würdigen.

Noch heute kommen Menschen in unser Tal, die Bürgers Wohnstätten in Gelliehausen, Niedeck, Wöllmarshausen und Appenrode sowie seine Lieblingsplätze am Negenborn bei Waterloo, die Bürgergrotte und die Seufzerallee im Niedecker Wald, besichtigen. Das ist für uns ein Zeichen, daß der Mensch Bürger und seine Werke noch lange nicht vergessen sind.

Wir können in unserem kleinen Dorf stolz darauf sein, daß dieser so bekannte Mann einst für vier Jahre Mitbürger unseres Ortes war.

26. Verwaltungen und Gerichte rund um die Gleichen

Während der Feudalzeit bestimmte der Lehnsherr über seine Untertanen. In den Lehndörfern gab es zwar einen Dorfschulzen oder Bauermeister, dieser war aber nur Ausführer der Befehle und Anordnungen seines Herrn. Organ des Lehnsherrn in der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit war das Amt mit dem Amtmann an der Spitze. Dieser war ein juristisch vorgebildeter Mann, der vom Lehnsherrn angestellt wurde, von ihm Vollmachten besaß, dem die Polizeigewalt unterstand, der Gericht zu halten hatte und für eine geordnete Verwaltung sorgte.

Wöllmarshausen gehörte zum Amt Altengleichen mit dem Sitz des Amtmanns in Gelliehausen, dem noch die Orte Benniehausen, Gelliehausen, Bremke sowie Appenrode, Sennickerode und Elbickerode unterstanden.

Ab 1451 war für die hessisch gewordenen Grundstücke in den Orten Wöllmarshausen, Benniehausen, Gelliehausen und Bremke sowie den Dörfern Etzenborn, Sattenhausen und Mackenrode das Amt Wittmarshof zuständig.

Außerdem gab es im Gartetal noch das Amt Garte mit den Dörfern Rittmarshausen, Kerstlingerode, Beienrode, Bischhausen und Weißenborn und das Amt Niedeck mit den Orten Groß- und Klein-Lengden. In Reinhausen bestand ursprünglich das Vogteigericht der Herren von Bodenhausen mit den Orten Reinhausen, Ischenrode, Lichtenhagen, Gänseteich auf dem Eichsfelde und der Straße von Niedernjesa bis Elbickerode. Das Kloster Reinhausen hatte ein eigenes Gericht, welches ihm im 12. Jahrhundert von den mainzischen Erzbischöfen zur Immunität, also zur Freiheit von der Macht der weltlichen Behörden verliehen wurde. Beide Gerichte gingen nach 1589 im Amte Reinhausen auf.

Bis 1848 kam das Gericht Garte, im Jahre 1852, dem Jahr der Ablösung des Zehnten, dem Gericht Altengleichen und 1859 das Amt Friedland zum Amt Reinhausen.

Das Amt Wittmarshof war bereits nach 1815 aufgelöst worden, als Hessen Neugleichen an das Königreich Hannover abtrat.

Bei der Trennung von Verwaltung und Justiz im Jahre 1852 erhielt Reinhausen ein Amtsgericht, während das Amt hinfort nur für die Verwaltung zuständig war. Beide Behörden hatten bis um 1870 ihren Sitz im Nordflügel des Klostergebäudes, dem Amtshause.

Am 1. April 1885 entstand durch die Vereinigung der Ämter Göttingen und Reinhausen der Landkreis Göttingen.

Das Amtsgericht erhielt seinen Sitz in dem neu errichteten Sandsteingebäude am Westausgang des Dorfes, bis es am 31. 12. 1971 mit dem Amtsgericht Göttingen vereinigt und nach dort verlegt wurde.

Man sieht, die Zusammenlegung von Dörfern, Landkreisen und anderer Behörden zu größeren Verwaltungseinheiten der heutigen Zeit ist gar nicht so neu, wie man es manchmal annimmt. Sie ist eine Fortsetzung der im 19. Jahrhundert begonnenen Veränderung.

Im heutigen Zeitalter des Computers wird es weitere Veränderungen geben. Hoffen wir, daß sie alle das erfüllen, wofür sie geschaffen werden, nämlich, dem Menschen zu dienen.

27. Aus einem alten Protokollbuch von 1852 – 1905

Dieses Jahr war für unseren Ort und seine Zukunft sehr bedeutungsvoll, nicht allein, weil in ihm der „Zehnte“ und die „Dienste“ an den Gutsherrn abgelöst wurden und damit die Bürger aus der Abhängigkeit des Lehnherrn entlassen wurden, sondern, daß nun auch Entscheidungen über Ortsangelegenheiten voll in die Hände der Realberechtigten überging. Es wurde ein Protokollbuch angelegt, das heute noch vorliegt, aus dem man die wichtigsten Geschehnisse in der Gemeinde nachlesen kann. Wie es damals aussah, davon sollen die nächsten Sätze berichten:

Eine Trennung zwischen Real- und politischer Gemeinde gab es noch nicht. Nach alter Sitte war Besitz entscheidend. Der Ortsvorstand bestand aus dem Bauermeister und zwei Vorstehern. Sie wurden aus dem Kreis der Reihstellenbesitzer gewählt. Bei allen entscheidenden Fragen wurde die Gemeindeversammlung zusammengerufen. Diese bestand aus den Besitzern der 46 Reihstellen. Teilnahme war Pflicht, wer unentschuldigt fehlte, mußte eine Geldstrafe zahlen. Das Stimmrecht wurde nach der Anzahl der Reihstellen, die ein jeder besaß, ausgeübt; je mehr Reihstellen der Einzelne sein Eigen nannte, je mehr Stimmen hatte er. Ein allgemeines, freies Einstimmen-Wahlrecht gab es noch nicht.

Da es angebracht erscheint, soll das erste Protokoll aus dem vorgenannten Buch wörtlich nachgeschrieben werden:

Pag. 1:

Actum Wöllmarshausen den 15. Dezember 1852.

In der heute ordnungsgemäß zusammengerufenen Gemeindeversammlung, welche nach § 29 des Gesetzes vom 4. Mai 1852 beschlußfähig war, wurde festgestellt:

1. Daß die bisher in der Gemeinde gültige Stimmordnung nach Gemeinde-Reihstellen fortbestehen soll.
2. Daß ein Lokal zu Gemeindeversammlungen im nächsten Sommer im Gemeinde-Spritzenhause eingerichtet werden soll. Der Unterzeichnete erbot sich, bis dahin den Versammlungen in seinem Hause Raum zu geben.

Außerdem wurde wegen der von der Gemeinde übernommenen Kirchenschuld incl. Zinsen und Kosten ad. 173 Taler, 16 Groschen, 8 Pf. Curant festgestellt, daß dieselbe in folgender Weise getilgt werden soll:

1. Einmal zahlen alle zur Kirchengemeinde gehörenden Personen nach Maßgabe der für sie bestehenden Hebeliste nach dem Fuße des Con-tributes (Grundsteuer), Personen und Häusersteuer.
2. Der nach der Einzahlung dieser Summe sich noch ergebene Rest wird allein nach der Grundsteuer, nach den bis zum Jahre 1848 geltenden Grundsätzen aufgebracht.

Es wurde ferner beschlossen, daß die Gemeinheitsberechtigten das von mehreren Personen widerrechtlich vorgenommene Eichellesen in den Gemeindeforsten ungeahndet lassen wollen.

Auch wurde beschlossen, daß Wege in Gemeinde-Angelegenheiten zur Besorgung von Papieren an das königliche Amt Reinhausen durch den sogenannten Reihegang beschafft werden sollten. Der Reihegang trifft nur Gemeinheitsberechtigte. Alle übrigen Besorgungen auf näher gelegenen Ortschaften sollen dem Gemeindediener auch weiterhin obliegen. Endlich wurde bestimmt, daß ein Protokollbuch zugelegt werden soll.

Vorgelesen und genehmigt:

Römer, Vorsteher

Es wurde wegen der Kirchenschuld noch folgende Verhandlungen zugelegt:

Die im vorstehenden Protokolle angeordneten Beiträge sollen bis zum 10. Januar 1853 eingezahlt sein. Die nach dem angeordneten Beitragsfuße anzufertigenden Listen sollen zu jedermanns Einsicht am 27. d. M. bei dem Vorsteher ausliegen.

Vorgelesen und genehmigt:

Geschehen wie oben

Römer, Vorsteher.

Pro copia

Römer

Aus diesem Protokoll ist zu entnehmen, daß wohl am 4. Mai 1852 eine Gemeindeordnung durch Gesetz der königlichen Regierung verkündet wurde. Zu einem Versammlungsraum im Spritzenhaus ist es nicht gekommen, da alle späteren Versammlungen in den Gastwirtschaften abgehalten wurden, wie das Protokollbuch zeigt. Schon diese erste Gemeindeversammlung zeigt uns, wie unterschiedlich die Probleme waren zwischen damals und heute. Wer kümmert sich heute noch um das Eichelsammeln, schon gar nicht mehr der Gemeinderat, und Reihengänge nach Reinhausen gibt es auch nicht mehr.

Da nicht alle Niederschriften aus dem Protokollbuch wiedergegeben werden können, mögen die folgenden Auszüge aus den Protokollen genügen, uns einen Überblick über ein halbes Jahrhundert Wöllmarshäuser Gemeindegeschichte zu verschaffen:

16. Febr. 1853: Der Gemeindediener Schmalstieg wurde auf Anordnung des Königlichen Amtes Reinhausen in Eid und Pflicht genommen. Der Antrag eines Ackerknechtes, heiraten zu dürfen und in der Gemeinde zu wohnen, wurde zunächst abgelehnt, da man befürchtete, daß er eine Familie nicht ernähren könnte, die dann der Gemeinde zur Last fiel.

8. Mai 1853: Nach diesem Protokoll muß die Gemeinde in den nächsten drei Jahren jährlich 100 Taler für den Straßenbau Göttingen-Duderstadt an das Amt Reinhausen zahlen. Der vorher genannte Ackerknecht stellte ein zweites und ein weiterer Ackerknecht ein erstes Gesuch auf Heiratsurlaubnis und Wohnrecht. Beide wurden abgelehnt, da Nachweisungen über Gesundheit, Arbeitsfähigkeit, Wohnung und Verdienst noch nicht erbracht waren.

Das Eichenholz im Frauenholz soll „gerodet“ werden. Zuvor soll die daran befindliche Borke verkauft und der Verkauf in Wochenblättern in Göttingen und Duderstadt ausgeschrieben werden.

7. Juni 1853: Den beiden Ackerknechten wurde die Heirat und das Wohnrecht unter der Bedingung genehmigt, daß sie ihre Eltern zu sich nehmen und unterhalten sollen.

21. Dez. 1853: Einem Maurer- und einem Schumachergehilfen wurde die Heirat und die Niederlassung im Dorf untersagt.

Es wurden 11 Reihstellenbesitzer mit je 4 Groschen Strafe belegt, weil sie der Gemeindeversammlung unentschuldig ferngeblieben waren.

15. März 1854: Der jüdischen Gemeinde wurde gestattet, ihren Totenplatz zu vergrößern. Ein weiterer Antrag, den Platz einzufrieden zu dürfen, wurde abgelehnt, da der alte Besitzstand der Hudweide auf demselben erhalten bleiben sollte.

Der Gemeindediener soll fremden Armen das Betteln im Dorfe untersagen. Einheimische Arme dürfen Montags, Mittwochs und Sonnabends Gaben in Empfang nehmen.

12. Dez. 1854: Wenn eine auswärtige Person sich im Dorfe ankauft, soll er 10 Taler, wenn eine auswärtige Mannsperson ins Dorf heiratet, soll er 8 Taler und wenn eine auswärtige Frauensperson ins Dorf heiratet, soll sie 5 Taler an die Gemeindekasse zahlen. Von diesem Geld sollen neue Feuereimer gekauft werden.

Zwei Schuhmachergesellen wurde die Erlaubnis zum Heiraten und zur Niederlassung im Dorf erteilt. Weil der eine aber noch nicht ganz 25 Jahre alt ist, soll in Zukunft keiner mehr den Wohnschein bekommen, der unter 25 Jahre alt ist.

Der Anlage einer Mauer am Schulgarten wurde zugestimmt.

9. April 1855: Es soll ein Antrag wegen Ablösung des Fleischzehnten an die Gutsherrschaft geschickt werden.

Die Mauer am Schulgarten soll durch Tagelöhner aufgestellt werden, da dies billiger ist. Die Aufsicht dabei soll der Mauermeister Steinwachs führen.

19. Aug. 1855: Die kranke Witwe Wehe soll auf Kosten der Gemeinde in das Hospital nach Göttingen geschafft und ihre Kinder nach Bedürfnis unterstützt werden.

21. Sept. 1855: Wieder wurde ein Heiratsgesuch abgelehnt, weil der Bittsteller eine Familie nicht ernähren könne und ihm die sittliche Reife fehle.

23. Januar 1856: Die Kosten für das Weiden der Kühe, Schweine und Gänse wurden festgelegt!

26. Febr. 1856: Israel Goldschmidt beantragt die Verheiratung mit Charlotte Löwenthal und häusliche Niederlassung. Der Antrag wurde genehmigt.

Der Ankauf eines Grundstückes, auf dem ein Armenhaus errichtet werden soll, wird ebenfalls genehmigt.

2. Juli 1857: Der Hebamme stehe jährlich ein Gehalt von 10 Talern zu. Da die Gemeinde nicht bereit ist, diesen Betrag zu zahlen und sie nicht darauf verzichten möchte, solle eine andere Frau auf Kosten der Gemeinde dazu ausgebildet werden. Der Vorstand soll verhandeln und später berichten.

4. Sept. 1858: Der Antrag des entlassenen Dragoners Recke, sich mit Caroline Eggert verheiraten und im Ort niederlassen zu dürfen, wurde abgelehnt, weil er nicht in der Lage sei, eine Familie zu unterhalten und er nicht mit der Familie Eggert in Verbindung treten solle, da die Braut ein Glied davon sei.

Die Entschädigung für den Rechnungsführer wurde festgelegt. Er erhielt für die Erhebung der königlichen Steuern, der Grundsteuer, der Gemeindegelder, des Schulgeldes und der Erstellung der Gemeinderechnung im Jahr 15 Taler und 12 Groschen, also kaum 50 Mark.

Der Kuhhirte soll für die Zusammenbringung des Kuhmistes auf dem Birkenplatz aus dem Erlös 2 Taler und 12 Groschen erhalten.

15. Dez. 1858: Die Nachwächter wurden verwahrt, besser ihre Pflicht zu tun, die sie vernachlässigt hätten. Sie hätten sonst nicht nur mit ihrer Entlassung sondern auch mit Bestrafung zu rechnen.

13. Sept. 1859: Es wurde beschlossen, wegen der Unterstellung der Forst unter Aufsicht königlicher Forstbeamten drei Beisitzer zu wählen.

2. März 1869: Der Lehrer beantragt die Anschaffung von jährlich 45 Reiserbesen und fünf Stiele für die Reinigung des Schulzimmers. Die Gemeindeversammlung beschließt, daß die Schulmädchen über 8 Jahre, je 2 Kinder täglich, die Reinigung ausführen sollen.

31. März 1860: Der Vorstand der jüdischen Gemeinde beantragt die Erweiterung ihres Friedhofes am Mühlenberge und die Einfriedigung desselben. Das wird genehmigt. In den letzten 20 Jahren sind 10 jüdische Erwachsene und 2 Kinder gestorben.

1. Januar 1862: Lehrer Vollmer wird versetzt. Er war von 1835 in Wöllmarshausen tätig. Nachfolger wird Lehrer Schneemann. Sein Hausrat wird auf Kosten der Gemeinde von Lutterbeck bei Moringen nach hier geholt. Drei Pferdewagen waren erforderlich. Jeder Wagen bekam dafür 5 Taler und 10 Groschen.

6. Dez. 1862: Der neue Lehrer Schneemann beantragt für das Schulzimmer die Anschaffung eines neuen Ofens, in dem Kohlen verbrannt werden können. Die Anschaffung wird beschlossen. Der Lehrer soll jährlich 10 Taler Holzgeld und 2 Taler Fuhrgeld erhalten. Dafür soll er den neuen Ofen aus Göttingen holen und aufstellen lassen. Sollten die Kosten noch nicht getilgt sein, wenn der Lehrer etwa nach drei oder sechs Jahren wieder fortginge und der neue Lehrer den Ofen nicht haben wolle, will der Lehrer den Rest übernehmen.

1863: Trat eine Vorschrift über die Aufbewahrung von Reibezündhölzern in Kraft. Sie mußten in einem Blechbehälter 4 1/2 Fuß über dem Fußboden aufgehängt oder in einem Schrank aufbewahrt werden.

1864: Der Bauermeister bekommt eine jährliche Entschädigung von 10 Talern aus der Gemeindegasse.

Es mußten viele Bauern Strafe bezahlen, weil sie abgepflügt oder Stallmist auf verbotenen Wegen gefahren hatten.

1865: Der Gemeindediener und Forstaufseher Vogt erhält nach einer neuerstellten Dienstanweisung 25 Taler bares Geld, 2 Malter Roggen, 1 Fuder Brennholz, anstatt des sonst üblichen Kuchens zu Ostern, Pfingsten und Kirmes, noch 5 Taler bares Geld für anfallende Kulturarbeiten täglich noch 5 Groschen.

1866: Wurde der neue Friedhof angelegt, weil der alte dem Dorfe zu naß war.

2. Juni 1868: Eine neue Feuerspritze wurde ausprobiert.

5. Nov. 1875: Es wurde beschlossen, eine neue Feuerspritze bei der Firma Herholz aus Uelzen zu bestellen.

24.12. Der Gemeindediener Georg Vogt wurde zum Nachtwächter gewählt. Vergütung jährlich 78 Mark.

Bemerkung: Ab 1876 bezahlte man statt mit Talern, Groschen und Pfennig, mit Mark und Pfennigen.

13. Feb. 1877: Die Gemeindeversammlung stimmt für ein neues Stimmrecht. Nähere Angaben aber werden nicht gemacht. Vermutlich handelte es sich um das preußische Dreiklassenstimmrecht. Danach war die Gemeinde in drei Klassen eingeteilt, die jede den gleichen Steuerbetrag aufzubringen hatte. Jede Klasse wählte die gleiche Zahl von Wahlmännern und diese dann wieder die Abgeordneten, somit eine Bevorzugung der Hochbesteuerten gegenüber den niedrigen Steuerzahlern.

3. Juni 1877: Das Hirtenhaus wurde für 900 Mark an die Schulgemeinde, der Hofraum und Garten in Größe von 14 1/2 Ruten für 300 Mark an Carl Hoffmeister verkauft. Verkäufer war die Realgemeinde.

22. Mai 1877: Die Weiden auf dem Pflingstanger, Lindenberg, am Herberhäuser Felde und auf den Birken wurden auf ein Jahr, ab 1878 auf jedesmal zwei Jahre verpachtet.

19. Juni 1879: Das königliche Amt Reinhausen führt eine Geldabgabe bei Tanzmusiken und Belustigungen ein. Das Geld fließt in die Armenkasse.

17. Aug. 1879: Zur Wahl eines Schiedsmannes waren 25 Stimmberechtigte mit 65 Stimmen erschienen. Gewählt wurde: Maurermeister Louis Steinwachs und zum Stellvertreter: Ackermann Carl Hoffmeister.

21. März 1880: Es wurde dem Pächter der Weide auf dem Herberhäuser Feld zur Bedingung gemacht, daß, wenn es Eicheln geben sollte, er das Weiden solange unterläßt, bis die Eicheln aufgesammelt worden sind.

31. Dez. 1881: Es wurde der neue Spritzenmeister Friedrich Jünemann gewählt. Das Gehalt für ihn wurde von bisher 1.50 DM auf jährlich 6.00 Mark erhöht.

11. März 1883: Der Kuh- und Schweinehirte Georg Vogt, der auch zugleich Gemeindediener und Nachtwächter war, hütet die Schweine täglich zwei Stunden, Kühe nur, wenn ihn jemand dazu auffordert. Für diese Tätigkeit bekam er jährlich 100 Mark.

4. Mai 1884: Es wurde mitgeteilt, daß auf Grund der Stierkörungsordnung der königl. Landdrostei ein Harzer Zuchtstier gehalten werden muß.

13. Feb. 1886: Der Gemeindebeschluß, einen Simmentaler Zuchtstier anzuschaffen, wurde vom königlichen Landratsamt Göttingen abgelehnt.

Bemerkung: Vor 1886 hat man vermutlich in den landwirtschaftlichen Betrieben nur Rindvieh der Harzer Rasse gehalten, hat dann aber auf die Simmentaler Rasse umgestellt. Daß man im Jahre 1884 „Landdrostei“ und 1886 „Landratsamt“ im Protokoll niederschrieb, ist darin begründet daß 1885 der Landkreis Göttingen gebildet wurde. In den 70-er Jahren des 19. Jahrhunderts rechnete man bei der Vermessung von Landflächen noch mit „Ruten“: Ab 1887 taucht in den Protokollen zum ersten Male das Flächenmaß „ar“ auf.

Am 1. Juni und 1. August 1886 wurde Wöllmarshausen von großen Unwetter-Katastrophen heimgesucht. Das Wasser stand meterhoch in den Wiesen und Kellern der Häuser. Der Ackerhof Eggert, jetzt Richard Kerl, brannte bis auf die Grundmauern infolge Blitzschlag nieder.

1887: Die Gemeinde erhielt aus einer Provinzial-Sammlung wegen der Überschwemmungsschäden aus 1886 den Betrag von 2 000 DM.

23. Juni 1889: Es wurde bekanntgegeben, daß der Bau einer Eisenbahnlinie von Göttingen nach Leinefelde durch das Gartetal zum Anschluß an die Strecke Halle-Kassel geplant sei. Die Gemeinde soll dazu einen Anteil von 3 000 Mark aufbringen. Diese Abgabe wurde von der Gemeindeversammlung gebilligt.

20. April 1890: Die Gemeinde verpflichtet sich, den erforderlichen Grund und Boden in ihrer Feldmark für einen Neubau der Landstraße von Wöllmarshausen über Sattenhausen nach Landolfshausen bereitzustellen und jedes Jahr einen Kilometer Straße selbst zu bauen.

29. Dezember 1894: Der Bauermeister Louis Steinwachs wurde erstmals auch zum Vorsteher der Realgemeinde gewählt.

11. Februar 1897: Zum Bau der Bahnstrecke nach Leinefelde ist es nicht gekommen. Dagegen nimmt die Gemeinde jetzt eine Anleihe über 4 000 Mark von der Kreissparkasse Reinhausen zum Bau der Kleinbahn Göttingen-Rittmarshausen auf, die in diesem Jahr dem Verkehr übergeben wurde.

17. Juli 1898: Die Einführung von Familienstammbüchern auf Kosten der Gemeinde wurde abgelehnt. Das Schützenkleinod wurde auf Ersuchen von Professor Heyne an das Göttinger Altertumsmuseum gegeben

Anmerkung: Dasselbe wurde am 06.09.1976 an den Vorsitzenden des Schützenvereins, Herrn Hermann Michaelis, zurückgegeben.

22. Januar 1905: Der Landrat trug den Bau einer kommunalen Wasserleitung an die Gemeinde heran. Die Gemeinde lehnt diesen Bau jedoch ab, weil beide Quellen, am Liedberg und am Ochsenpump, ungeeignet seien. Das Wasser müßte hochgepumpt werden, daher sei eine solche Anlage zu teuer.

Mit dieser Niederschrift endet das Protokollbuch. Der Leser mag nun selbst Vergleiche ziehen zwischen damals und heute.

28. Die Raff-, Lese- und Häkelholzberechtigung

Wußten Sie schon, daß es in Wöllmarshausen sowie in den Orten: Groß- und Klein-Lengden, Mackenrode, Sattenhausen, Gelliehausen und Benniehausen diese Berechtigung gab? Nein? Ehrlich gesagt, der Schreiber dieser Zeilen wußte es bis vor kurzem auch noch nicht.

Erst das Stöbern in alten Papieren, die durch den Vorsitzenden der Realgemeinde, Herrn Büttner, zur Verfügung gestellt wurden, ermöglichte die Niederschrift des folgenden Artikels:

„Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatten 79 Beteiligte der politischen Gemeinde Wöllmarshausen das Recht, in festgesetzten Distrikten des Niedecker Waldes das auf dem Boden liegende, nicht aufgearbeitete dürre Holz aufzuraffen, aufzulesen und das auf den Bäumen befindliche dürre Zweigholz mit hölzernen Haken abzuhäkeln und sich anzueignen. Jeder Beteiligte durfte aber nur an zwei Wochentagen, nämlich Mittwoch und Sonnabend, soviel Holz sammeln, wie nach dem Haushaltsbedürfnis notwendig war. Ein Weiterverkauf war nicht gestattet.

In der Gemeinde Klein-Lengden durfte das gesammelte Holz nur in Trächten, nicht auf andere Weise, etwa mit Hand- oder Pferdewagen, fortgeschafft werden. Diese Bestimmung galt für Wöllmarshausen nicht, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die weitere Entfernung. Die Beteiligten in unserem Ort waren angewiesen, im Helleberg, in der Helle am Eulenteich, dem Hüttenbau und an der „Alten Niedeck“ ihre Berechtigung auszuüben. Man kann sich vorstellen, daß es damals an den festgesetzten Tagen ein sehr lebhaftes Treiben in den Wäldern gab, und daß die Förster davon nicht sehr erbaut waren, weil sie die Arbeiten überwachen mußten. Doch gegen dieses jahrhundertealte Recht konnten sie nicht ohne weiteres an.

So betrieb man seitens der Forstverwaltung in jahrelangen Bemühungen die Ablösung dieses Rechts.

Mit einer Geldentschädigung, die den 20-fachen Betrag des geschätzten Jahreswertes ausmachte, wurden die genannten Gemeinden am 26. Januar 1891 aus der königlichen Steuerkasse Reinhausen abgefunden. Wöllmarshausen erhielt den Betrag von 1 487,20 Mark.“

29. Die Realgemeinde

Bekannt ist, daß es in unserem Ort neben der politischen Gemeinde noch die Realgemeinde gibt, der nicht alle Grundbesitzer angehören. Weniger bekannt aber ist ihre Entstehung und ihre geschichtliche Entwicklung.

Ihr Ursprung führt uns zurück bis zu unserer Dorfgründung im 7. oder 8. Jahrhundert. Solange noch genügend Platz für eine Hofstelle mit entsprechendem Landbesitz vorhanden war, konnte man Neusiedler aufnehmen, die in Gemeinschaft mit allen anderen Besitzern durch Rodungen nicht nur ihren persönlichen Besitz, das Allod, vergrößerten, sondern auch an dem gemeinschaftlichen Eigentum, der Allmende, teil hatten.

Dieser bestand aus den Wäldern rund um unseren Ort sowie aus einigen Weideplätzen und Wiesen in der Feldmark. Jeder Meier oder Kötner durfte an der Nutzung des Gemeindeeigentums teilnehmen, durfte sein Vieh in gemeinsamen Herden in den Wäldern und Feldern weiden lassen sowie sein Brenn- und Nutzholz aus dem Allmendewald beziehen. So war der Besitz einer Berechtigung oder wie man heute oft sagt, einer „Gemeinheit“ an den Meier- oder Kothof, nicht an die Person des augenblicklichen Besitzers gebunden und vererbte sich mit dem Hof fort. Wer die Hufe inne hatte, besaß auch die Berechtigung an der Allmende.

Als dann alle Siedlungsstellen vergeben waren, wurde die Markgenossenschaft geschlossen. Da jetzt keine neuen Höfe mehr entstehen konnten, war auch die Zahl der Reiheberechtigten an der Allmende für immer festgelegt. So wird es wahrscheinlich sein, daß die 46 Reihestellen, die an der Realgemeinde Wöllmarshausen teilhaben, schon vor etwa eintausend Jahren bestanden.

Alle Siedler, die sich nach dieser Zeit in Wöllmarshausen niederließen, konnten nur noch als Handwerker oder Tagelöhner ihren Lebensunterhalt bestreiten und wurden abhängig von den Hofbesitzern. Sie wurden Brinksitzer, Anbauer, Häussler oder auch Liten genannt. Die Hofbesitzer gaben ihnen einen kleinen Wald, in dem sie ihren Holzbedarf decken und ihr Vieh weiden konnten, der aber nicht ihr Eigentum wurde, sondern nach wie vor den Reihestellenbesitzern gehörte.

Zur Zeit der Feudalherrschaft entschied der Gutsherr über die politischen Belange der Gemeinde, während die Reihestellenbesitzer, an ihrer Spitze der Bauermeister, über die wirtschaftlichen Angelegenheiten ihrer Allmende frei entscheiden konnten. So entstand in unserem Dorf wie überall in

der Nachbarschaft eine Schicht von Menschen mit Sonderrechten, an denen die Brinksitzer, Häusler, Anbauer oder Liten nicht teil hatten. Als die Letztgenannten sich vermehrten, die Zahl der Berechtigten aber konstant blieb, kam es unter den Dorfbewohnern öfter zu Spannungen, die wohl auch gleich dazu beigetragen haben mögen, daß die Entwicklung auf dem Lande im Vergleich zu den Städten nur recht zögerlich fortschritt.

Das Gesetz über die Ablösung des Zehnten und der Dienste von 1833 brachte allen Dorfbewohnern mehr politische und bürgerliche Rechte, änderte aber nichts an den Besitzrechten. Als dann in Wöllmarshausen 1852 die politische Gemeinde aus allen Wohnberechtigten gebildet wurde, gab es von diesem Zeitpunkt an zwei Gemeinden: die mit kommunalen Aufgaben betraute politische und die die wirtschaftlichen Rechte vertretende Realgemeinde als Nachfolgerin der Allmende. Das Wort „Realgemeinde“ wurde erst 1888 ein fester Begriff, als die Provinz Hannover durch Gesetz die Verfassung der Realgemeinden verkündete. Es versteht darunter eine „Genossenschaft, deren Mitglieder kraft ihrer Zugehörigkeit zur Nutzung einer oder mehrerer Gemeinheiten berechtigt sind“.

Ursprünglich gab es bei jedem Meier- oder Kothof nur eine Gerechtesame. Daß es heute mehrere Gemeinheiten bei einem Hofe gibt, ist auf Vererbung, Verheiratung von Hofbesitzern mit Hofbesitzerinnen oder auf Verkauf zurückzuführen.

Nach Verkündigung des neuen Realverbandsgesetzes vom 4. November 1969 gab sich die Realgemeinde im Jahre 1972 eine neue Satzung, in dem sie in 22 Paragraphen ihre Angelegenheiten festschreibt.

Der Gesamtbesitz beträgt 63,22 ha, der sich einteilt in :

- 61,9 ha Wald,
- 0,4 ha Unland und
- 0,92 ha Grünland.

30. Dat Asterholt

No will ek jök noch en beten vertellen ower dat Asterholt. Wenn innen Freujahre dä Schna weg ist, denn moket Beek dä Schaulkindere daran, dat Holt fort Asterfeuer tau sammeln. Ut dän Höltern oder wo et büst noch drüje Riesere chift, langet ße dä deßammen. Freuer brochte aner von dän Boernjungens Perd und Wogen meh. Wal et hüte kenne Ackerpäre in Wöllmeßusen mähr chifft, helpet mannichmal aner met dän Treckere, dat Holt deßammen tau fahn. Kort vor Astern wärt dat Holt no uppeboet. Tauerst wärt lange Stangen met dä Spitzen ananander estellt, dat in dä Midde en Hohlrum wärt. Denn wärt dä Riesere un dat andere Holt hüpsch dachegeen estellt, dat et en chauen spitzen Hucken wärt. In dän Hohlrum wärt en paar Bund Strah rinneschoben. No mötet dä Kindere chaut uppaßben, dat nich ßaun Spaßverderber dat Asterholt vorher ansteket. Denn, annen ersten Asterobend, wen et dunkel wärt, komet dä Leue uten Dörpe un klätert dän Weg nahn Berken hach. No wärt dat Asterholt annesteken. Chliek dana stiejet lange Flammen nahn Himmel hach. Von dä Höchige kann man dä andern Asterfeuer ut Zartenhusen un Reppenßusen un noch andern Dörpern esahn. Düßße Bruk von dän Asterfeuer hätt seek noch von dän ahlen Chermanen owerlewet, dameh will man dän Winter verdriewen und ßeek freuen ower dat Freujahr, dat no bale kümmet.

Went no chaut ebrannt het, ßind dä Kindere chanz chlucklich un denn könt ße ak Pinkesten Eiere sammeln. Datau verßammelt ße seek annen ersten Pinkestdachmorjen unnen in Dörpe un denn chat ße von Hus tau Hus un ßinget:

Junge Fro in Huse
Chewet ößßek war tau schmusen,
Wat dä Heunre Eier lejjet,
Eire fiewe ßeßße.
Stiejet upp dän Wiemen (Hühnerstall)
Oder ßnejjet en Stücke von dä Schiebn. (Schinken)
Dä Vader wert belogen,
Dä Modder wärt bedrogen,
Dä Speck iß in dä Luft eflogen, Schuhu!

Denn kümmet dä Froe wirklich ut dä Husdör rut met dän Eiern, dä denn hübsch vorbüchtig in ennen Korf elegt wärd. Dä Leue, dä kenne Heundere

hewwet, chewet en bißchen Cheld, ßau enne oder twa Mark. Blat chanz wennige Leue moket dä Husdör nich upp. Denn ßinget dä Kindere:

Witten Twärn, swarten Twärn,
chietzige Leue chewet nich chern.

Am Schlußße wärt denn dä Eiere un dat Cheld verdeilt. Wär am Märsten meh nahn Ssammeln west iß, kricht ak dat märste. Denn chat alle rasch nehn Middogesäten nah Hus und ä Modder köft dän Kindern dä Eire aff. Dat Cheld wärt taun Schüttenhowe uppehejet.

31. Die Verkoppelung in den Jahren 1874 – 1876

Die durch die erste Besiedlung, Erbteilung und Verkauf im Laufe der Jahrhunderte entstandene Zersplitterung der Feldmark erschwerte die Bewirtschaftung.

So besaß zum Beispiel der Bauer Heinrich Hampe 48 einzelne Parzellen. Nun entschloß man sich, durch eine Zusammenlegung dieser kleinen, handtuchartigen Feldstücke eine Bereinigung vorzunehmen. Da aber auch in den Nachbargemeinden in dieser Zeit diese Verkoppelungen durchgeführt wurden, wird vermutet, daß sie von höheren Verwaltungsstellen empfohlen und mit Geldbeträgen gefördert wurden. Über diese Spezialteilung und Verkoppelung der Feldmark liegt bei der Ortsverwaltung ein Rezess vor, aus dem die wichtigsten Abschnitte hier wiedergegeben werden:

I.: Die Grundstücke in der Wöllmarshäuser Feldmark lagen vor der Teilung und Verkoppelung in kleinen, unregelmäßigen Parzellen im Gemenge. Sie bestanden in Beziehung auf ihre Nutzung:

1. Aus Dorfgründen, nämlich Hof- und Baustellen nebst den dabeiliegenden Obst- und Gemüsegärten, welche völlig weidefrei waren und der Verkoppelung nicht unterzogen worden sind.
2. Aus einigen weidefreien Ackergrundstücken, hart am Dorfe gelegen.
3. Aus dem bei weitem größten Teil der Feldmark ausmachenden Ackerlandes. Dieses wurde nach der althergebrachten Dreifelderwirtschaft bestellt. Die Weide auf dem Ackerlande wurde folgendermaßen ausgeübt:
 - a) In der Winterstoppel hatten die Kühe, Schweine und Gänse bis zum Bartholomäustag das Vorhuderecht auszuüben, und erst nach diesem Tag durften die Schafe zur Mithude kommen.
 - b) Im Sommerstoppel stand den Kühen, Schweinen und Gänsen das Vorhuderecht bis Michaelis zu.
 - c) Im Brachfelde wurde die Weide von allen Viehartarten ohne Beschränkung ausgeübt. Für die Kühe und Gänse war jedoch die Weidenutzung hier unerheblich, dieselbe wurde meistens nur von den Schafen und Schweinen ausgeübt.

4. Aus zweischurigen Wiesen, welche vom 1. Mai bis Michaelis für zwei Heuschuren gehegt, im Herbst und im Frühjahr mit Kühen und Gänsen und im Winter nach Martini mit Schafen gehütet wurden. Die zweitschurigen Wiesen gehörten meistens einzelnen Privatbesitzern, nur eine derselben, die sogenannte Ochsenwiese, war Eigentum der Realgemeinde. Das Mähgras darauf wurde alljährlich zum Nutzen der 46 Reihestellen verkauft.

5. Aus den sogenannten Brachwiesen, welche alle Eigentum der Realgemeinde waren und auf welchen das Mähgras unter die Reihestellenberechtigten verteilt wurde. Diese Brachwiesen, nämlich:

Die Kesselwiese, die Suneckewiese, die lange Teilung, die trockene Möncke und der Eichengrund wurden in den beiden Jahren, wo das anliegende Feld mit Winter- und Sommerfrucht bestellt war, während der Geschlossenheit der Felder für eine Grasschur gehegt, in der Zeit aber, in welcher die Stoppelfelder für die Weide geöffnet waren, wie diese mit dem Vieh beweidet. Im Brachjahre wurden die Brachwiesen bis nach beendigter Winterfeldbestellung mit allen Viehharten beweidet und im Winter mit den Schafen.

6. Aus den Weidegängern, welche waren: Dem Anger in den sogenannten Birken, neben der Kerstlingeröder Forst. Derselbe wurde im Winter bis Jakobi mit dem Hornvieh und von hier ab mit allen Viehharten beweidet, dem sog. Pflingstanger östlich des Dorfes und die sonst umherliegenden kleinen Grasplätze. Diese waren teilweise mit Obstbäumen bepflanzt, von welchen der Ertrag auf die 46 Reihestellen verteilt wurde, während man die Weide von den Kühen, Schweinen und Gänsen ausübte. Die Winterweide auf sämtlichen Ängern wurde von Martini bis 25. März von allen Schafen ausgeübt, sofern das Wetter dies möglich machte.

II.: Weideberechtigte vor Wöllmarshausen waren:

1. Die Realgemeinde Wöllmarshausen oder die Besitzer der vorhandenen 46 Reihestellen, indem diese ihre Hornvieh-, Schweine- und Gänserherden von gemeinschaftlichen Hirten in der oben beschriebenen Weise zur Weide brachten. Jeder Reihestellenbesitzer durfte soviel Vieh in die Herden einbringen, als er auf seiner Stelle hielt und

durchwinterte. Die durchschnittliche Stärke dieser Herden hat betragen: 120 Kühe, 48 Rinder und Kälber, 60 alte Schweine, 100 junge Schweine, 500 Gänse.

Außerdem durften die Reihstellenbesitzer im Winter von Martini bis 25. März bei offenem Wetter und im Sommer 14 Tage lang während der Schurzeit soviel Schafe in einzelnen Tröppen auf den offenen Weideflächen weiden, als sie durchwinterten. Die durchschnittliche Stückzahl hat 850 betragen.

2. Die Besitzer der sechs vormals hessischen Höfe, indem diesen die Schäfereiberechtigung mit 100 Schafen in der oben beschriebenen Weise zustand.
3. Der Gutsbesitzer von Uslar-Gleichen auf Sennickerode, indem diesem in Verbindung mit seinem Gut in Wöllmarshausen die Schäfereiberechtigung mit 300 alten Schafen und 100 Lämmern zustand.
4. Ist noch zu erwähnen, daß den Weidegemeinden Wöllmarshausen und Sattenhausen ein gegenseitiges Weiderecht auf den Kesselwiesen zustand, sowie, daß die Weidegemeinde Gelliehausen zur Mitweide auf der Negenbornswiese und auf einem daneben gelegenen kleinen Ackerstücke berechtigt war.

Diese beiden Huderechte sind durch Austausch oder Geldentschädigungen aufgehoben worden. Die auf den Ländereien und Wiesen haftenden Hütungsrechte sind aufgehoben, und zwar bezüglich der beiden Schäfereien und des Viehs der Realgemeinde durch Entschädigung in Grund und Boden. Die reinen Weideänger sind, soweit nicht einzelne Teile davon zur ferneren gemeinsamen Nutzung reserviert werden, unter die Hütungsberechtigten verteilt.

Das Weiderecht, das Wöllmarshausen auf den in der Sattenhäuser Feldflur gelegenen Kesselwiesen besaß, wurde im Austausch mit dem erwähnten Sattenhäuser Recht aufgehoben. Das auf den Kesselwiesen und an verschiedenen anderen Stellen der Wöllmarshäuser- Sattenhäuser Grenze bestehende gegenseitige Schwengelrecht wurde gänzlich aufgehoben. Auch andere alte Rechte und Pflichten wurden bereinigt. So mußten von dem von Uslar-Gleichschen Gute jährlich 1 1/4 Himten Roggen, 2 1/2 Brote zu je acht Pfund, 5 Ostereier, 1 Mark und 5 Pfennige Opfer- und Neujahrgeld an die Schulstelle Wöllmarshausen geliefert werden. Diese Verpflichtung

wurde dadurch bereinigt, daß vom Grund und Boden des Uslarschen Gutes 12,5 ar der V. Klasse abgeschrieben und der Schulstelle gutgeschrieben wurde. Auch das bisher in der Feldmark bestehende Stell- und Schwenngelrecht, nach dem beim Zupflügen eines Ackers das eine Zugtier und das eine Pflugrad auf dem benachbarten Grundstück hergehen durften, sollte in Zukunft gänzlich wegfallen und die erwähnte Belästigung benachbarter Grundstücke nur in Übereinkunft der Nachbarn zulässig sein. Auch wurden die zulässigen Entfernungen vom Nachbarn bei der Bepflanzung der Koppeln mit Bäumen und bei der Anlage von Einfriedigungen festgelegt.

Der Hauptzweck der Verkoppelung war jedoch die Zusammenlegung der vielen kleinen Parzellen in möglichst große, besser zu bewirtschaftende Feldstücke. Dazu wurden alle vorhandenen Flächen, mit Ausnahme der Hof- und Gebäudeflächen und den der Realgemeinde gehörenden Wäldern, in die Verkoppelungsmasse eingebracht und nach einem besonderen Verteilungsschlüssel möglichst gerecht verteilt. Daß dies keine leichte Aufgabe war, liegt auf der Hand. Es gab dann auch am Ende Streitereien, die aber doch beigelegt werden konnten.

Die auf allen Grundstücken lastenden Hypotheken, insbesondere die, welche von der Hannoverschen Landeskreditanstalt im Jahre 1852 zur Ablösung des „Zehnten“ gegeben wurde und mit der jetzt noch alle Grundstücke belastet waren, wurden auf den neuen Besitz umgelegt. Die neuen Besitzverhältnisse traten nach der Ernte 1876 in Kraft.

32. Ein Wöllmarshäuser Bauernhof

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst
Der Wanderer nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe
Und der Rinder breitgestirnte
Glatte Scharen kommen brüllend
Die gewöhnten Ställe füllend.
Schwer herein schwankt der Wagen, kornbeladen.
Bunt von Farben auf den Garben liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitte fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller.
Um des Lichts gesellige Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadttor schließt sich knarrend.

Nun, in Wöllmarshausen schloß sich kein Stadttor, weil es keins gab, sonst aber mag es auch hier vor dreihundert Jahren so gewesen sein, wie Friedrich von Schiller in seinem Lied „Von der Glocke“ den Feierabend auf dem Lande später besungen hat. Rinder und Schafe, von letzteren gab es in unserem Ort über 800 Stück, wurden abends durch die Hirten von der Gemeinschaftsweide ins Dorf getrieben, von wo aus sie dann allein in die heimischen Ställe fanden. Erntewagen belebten die Straßen und der Erntekranz schmückte das letzte Fuder Getreide. Des Lichts gesell'ge Flamme war eine Öllampe, mit selbst erzeugtem Leinöl gefüllt, welche die Mutter abends auf den großen Ausziehtisch im Wohnzimmer stellte und die den Raum erhellte, manchmal stark rauchend, wenn sich die Familie zum Abendbrot versammelte. Am Kopf des Tisches stand ein Sofa, der Ehrenplatz für den Hausherrn und seine Frau, an der Wandseite die lange Holzbank für die Kinder und, falls vorhanden, für Knechte und Mägde. Die Fenster des Raumes wurden durch selbst gewirkte Leinentücher verdunkelt, an die die Mutter schöne Spitzen gehäkelt hatte und die mit einer Kordel auf eine Rolle gezogen oder von dieser herabgelassen wurden. Der Fußboden in der Stube bestand aus breiten Tannentrettern, der weiß geschauert und mit weißem, zu Pulver geklopftem und durchsiebten Sand bestreut war, um den Schmutz besser entfernen zu können. In einer Ecke prangte der große, schwarz geputzte, gußeiserne Ofen, oft

verziert mit dem Niedersachsenroß. Diese Ofenplatten sind heute sehr begehrte Sammlerstücke. Die Mutter bereitete das Essen auf der Feuerstelle des Stubenofens, die sich in der Küche befand und die mit Holz beheizt wurde. Kohlen oder gar Heizöl gab es noch nicht. So war alles auf Sparsamkeit eingerichtet. Der Küchenfußboden und der der Diele bestand anfangs aus festgestampftem Lehm. Später, als Ziegelsteine gebrannt wurden, waren sie mit diesen ausgelegt. Dann bereicherte auch ein aus diesen Steinen eingemauerter Herd die Kücheneinrichtung. Daneben stand dann noch ein ebenfalls eingemauerter Siedekessel, in dem im Herbst das beliebte Zwetschenmus und im Winter beim Schlachten die Wurst gekocht wurde. Hinter der Küche war das Backhaus mit dem aus Quadersteinen und Lehm gemauerten Backofen, der wohl in keinem Bauernhaus fehlte. Hier wurde das Brot aus reinem Roggenmehl gebacken, welches in den beiden Mühlen des Dorfes gegen Roggen umgetauscht wurde. Abends vor dem Backtag hatte die Mutter das Mehl in einem Backtrog, der in die Stube neben den warmen Stubenofen gestellt war, mit Sauerteig und Wasser tüchtig durchgeknetet und über Nacht säuern lassen. Am anderen Morgen wurden die handgeformten Brote mit einem Holzschieber in den heißen Backofen geschoben, nachdem die Mutter jedes mit drei Kreuzen versehen hatte, als Bitte, daß sie gut gelingen mögen und daß der Herrgott das tägliche Brot immer reichlich beschere.

In Wöllmarshausen gab es in der Mehrzahl nur kleine Kothöfe. Nach der Kopfsteuerliste von 1689 hatte nur der Kiepesche Hof als größter 48 Morgen Land. Er war der einzige, der dem Gutsherrn Spanndienst leisten mußte. Möglich ist aber, daß sich unter den hessischen Bauern noch einige größere Höfe befanden. Diese sind in der oben genannten Liste nicht aufgeführt.

Ein Drittel der Ackerfläche lag brach. Man baute neben Roggen und Hafer (damals geschrieben „Rochen“ und „Haber“) noch Flachs, aus dem Leinen gesponnen und Öl gepreßt wurde, Kohl und Steckrüben an. Zuckerrüben und Kartoffeln waren Anfang des 18. Jahrhunderts hier nicht bekannt.

Die Flachsrrösten, kleine flache Teiche, in denen die äußere Rinde des Flachses zum Abfaulen gebracht wurde, damit die Leinenfasern frei wurden, befanden sich im Pflingstanger, etwa dort, wo jetzt die Erlen und Pappeln stehen. Weil diese Teiche von allen gemeinschaftlich benutzt wurden, ist das Land heute noch Eigentum der Realgemeinde.

Durch die Aufmerksamkeit von Heinrich Kloppmann und seiner Ehefrau Ilse, die alte, verstaubte, schriftliche Unterlagen aus der Vorzeit ihres

Betriebes aufbewahrten, ist es möglich, die Entwicklung dieses Hofes, die wohl vielen anderen in Wöllmarshausen gleichzustellen ist, nachzuweisen. Die wichtigste dieser alten Akten ist ein Zins- und Abgabebuch, ein kleines Notizbuch, in dem die Leistungen an den Gutsherrn quittiert wurden, begonnen im Jahre 1729. Damals war die Besitzerin dieses kleinen „Kotgutes“, wie es genannt wurde, eine Frau Schneemann, die 13 Morgen Land besaß. Sie hatte folgende Abgaben an den Gutsherrn zu leisten:

Jährlich 1 Malter und 4 Himten „Rochen“ und dieselbe Menge „Haber“. (1 Malter = 186,9 Liter, 1 Himten = 31,2 Liter, das sind zusammen nach unserer Rechnung etwa 320 kg Roggen und Hafer zusammen).

Am Hauszins mußte ebenfalls ein Betrag entrichtet werden, der nicht genau zu entziffern ist, vermutlich waren es 2 Taler und 4 Groschen. Weiter waren 20 Tage Handdienst zu leisten, davon mußten 1 Tag und 4 Stunden Flachs gebrochen werden.

Im Jahre 1764 ist der Pflichtige Ernst Schneemann, vermutlich der Sohn, der aber schon lange vorher den Besitz übernommen haben kann. Der Name Kloppmann erscheint in dem Buche zum ersten Male 1778, im Jahre 1780 Heinrich Kloppmann. Möglicherweise hatte er eine Tochter des Ernst Schneemann geheiratet.

Ab 1792 wurde ein „Dienstgeld“ von 4 Talern (Conventionsmünze) erhoben. Möglich ist, daß die Handdienste ab dieser Zeit mit Geld abgelöst werden konnten. Auch sieht man ab 1800 öfter eine Quittung, wonach die Zinsfrucht mit Geld bezahlt ist oder gerichtlich verkauft wurde.

Ab 1838 werden öfter Landpachten quittiert, die der Besitzer an von Uslar, Eggert, Hampe und Steinwachs zu zahlen hatte. Sicher ist die Landwirtschaft, die inzwischen wieder auf die Kinder vererbt wurde, wann unbekannt, durch Zupachtungen vergrößert worden.

Ab 6. Dezember 1844 wurde folgende Notiz vermerkt:

1. 2 Malter altengleichische Maße sind, 1 Malter, 5 Himten und 1 $\frac{3}{8}$ Kopf hannoversche Maße.
2. 2 Himten altengleichische Maße sind, 1 Himten, 3 Metzen und 1 $\frac{9}{16}$ Kopf hannoversche Maße.

Vermutlich fing man jetzt an, über den altengleichischen Lehnsbezirk hinaus mit auswärtigen Kaufleuten mehr Handel zu treiben, daher dieser Vermerk. Die Abgaben an den Gutsherrn haben sich von 1729 bis zum Ende

der Lehnsherrschaft im Jahre 1852 nicht verändert, so wurden sie immer in gleicher Höhe entweder in Sach- oder Geldwerten entrichtet.

Neben dem Buch lassen noch andere Unterlagen die Entwicklung dieses Hofes erkennen, die hier in Auszügen erwähnt werden sollen.

Die Brüder Ludwig und Friedrich Kloppmann kauften im Jahre 1800 von dem Sattler Heinrich Achtermann aus Wöllmarshausen 2 1/2 Morgen Land nach Wiederverkaufsrecht und Gewohnheit, sowie nach gutsherrlicher Genehmigung, zum Kaufpreis von 57 1/2 Pistolen, die Pistole zu 5 Talern, umgerechnet nach heutigem Wert etwa 860 Mark. Nach diesem Wiederverkaufsrecht konnte der Verkäufer nach 27 Jahren das Land zurückfordern, wenn er die Kaufsumme zurückbezahlte, uns heute etwas unverständlich, damals aber Gewohnheit.

Im Jahre 1815 hieß der Besitzer wieder Heinrich Kloppmann. Er war verheiratet mit Anna Marie geb. Grube. Auf dem Grundstück befanden sich zwei Wohnhäuser, im zweiten wohnte die unverheiratete Schwester der Ehefrau, Luise Grube. Sie kaufte 1815 von den Kindern des Ferdinand Kaufmann einen Morgen und 1824 von Otto Kloppmann einen Morgen Land. Der letzte Morgen kostete 91 Reichstaler. Christian Schneemann und Ehefrau Christine Sophie geb. Schmidt verkaufen 1832 an Heinrich Kloppmann und Heinrich Steinhoff 5 1/2 Morgen Land auf dem Herberhäuser Feld.

Heinrich Kloppmann und sein Nachbar, Bauermeister Römer, der Besitzer des Grundstücks, in dem vormals der Dichter Bürger wohnte, kaufen 1838 von Ludwig Recke aus der oberen Rodemühle bei Bovenden 2 Wiesen in der Wöllmarshäuser Feldflur. Dieser Bericht ist deshalb so aufschlußreich, weil der Verkäufer vermutlich, weil er auch Müller war, aus einer der in der Kopfsteuerliste von 1689 angegebenen beiden Bachmühlen in Wöllmarshausen stammte und die Wiesen als Erbteil erhalten hatte. Der Verdacht, der in der vorhergehenden Liste geäußert wurde, daß aus dem Namen „Rocke“ der Name „Recke“ wurde, erhärtet sich dadurch.

Am 19. Mai 1844 starb Heinrich Kloppmann. Er überließ seinem Sohn Ludwig den Hof. Seiner Frau hatte er ein Altenteil und seinen Kindern Wilhelm, Friedrich, Wilhelmine, verehelicht mit Georg Steinwachs, sowie den sechs Kindern seiner verstorbenen, mit Heinrich Steinwachs verehelicht gewesenen, Tochter Luise eine Abfindung ausgesetzt.

Trotz der den Betrieb belastenden Abfindungen an seine Geschwister, konnte Ludwig Kloppmann am 24. Mai 1854 von Christoph Hampe 3 Morgen Ackerland am Mühlenberge und 1 1/2 Morgen am Winterberge kaufen.

Der Kaufpreis betrug 447 Taler Gold. 1856 kaufte er 1/4 Morgen Wiese von den Erben des verstorbenen Wilhelm Steinwachs, 1858 1 Morgen Ackerland von Wilhelm Kloppmann in Rittmarshausen, 1859 115 Ruten von den Erben des verstorbenen Bauermeister Römer.

Man stellt fest, daß es sich bei den Landkäufen meistens nur um kleinere Flächen handelte und schließt daraus, daß unsere Feldmark vor der Verkoppelung im Jahre 1876 doch sehr zerstückelt gewesen sein muß.

Im Jahre 1858 wurde Ludwig Kloppmann Bauermeister von Wöllmarshausen. Schon einige Jahre vorher war er 1. Vorsteher. Damals bestand die Leitung der Gemeinde nur aus dem Bauermeister und 2 Vorstehern. Einen Gemeinderat gab es noch nicht.

1870 kaufte Ludwig Kloppmann das Hausgrundstück Nr. 22, jetzt Kaufmann Michaelis, von Moses Löwenthal, das er dann später seinem Sohn Louis vererbte, der dort eine Kaufmannschaft eröffnete. Löwenthal war nach Duderstadt verzogen.

Nach einem Steuerbescheid von 1876 waren für den ganzen Besitz jährlich 36,55 Mark Grundsteuer zu entrichten. Wenn man diesen Betrag zu den Zinsen rechnet, die für die Ablösesumme des Zehnten an die Hannoversche Landeskreditanstalt zu zahlen waren und mit den Leistungen vergleicht, die vor 1852 an den Gutsherrn entrichtet werden mußten, so ergibt sich doch eine wesentliche Entlastung des Betriebes. Ludwig Kloppmann starb 1876. Nun mußte die Mutter, eine geb. Stein, die Wirtschaft leiten, bis der Sohn Heinrich, der am 30. März 1861 geboren war, sie im Jahre 1890 übernehmen konnte.

Durch Heirat des neuen Besitzers Heinrich Kloppmann mit der Tochter des Landwirts Bolle in Wöllmarshausen Nr. 47, jetzt Albert Heise, wurde das Grundstück Nr. 47 mit dem Betrieb Nr. 38 vereinigt.

Hiermit soll der Bericht über die Entwicklung eines Bauernhofes in Wöllmarshausen beendet werden. Der Weg unserer Höfe im 20. Jahrhundert ist den älteren Lesern aus eigenem Erlebnis und den jüngeren aus Erzählungen wohl bekannt. Am Beispiel Kloppmann sollte gezeigt werden, wie sich mancher Bauernhof aus kleinsten Anfängen durch Arbeit und Sparsamkeit nach und nach entwickelte.

Waren nun unsere Vorfahren eigentlich unglücklicher, unzufriedener, als wir Menschen heute, weil sie mehr körperliche Arbeit verrichten mußten? Es ist nicht anzunehmen, denn in manchen Erzählungen und in manchen Volksliedern sind uns die inneren Gefühle der vor uns lebenden Menschen kundgetan. Liebe und Leid, Freude und Schmerz wechselten damals wie

heute in steter Folge, es gab glückliche, unglückliche, zufriedene und unzufriedene Menschen, es waren Leute wie du und ich.

33. Unsere gute alte Bimmelbahn (1897 – 1957)

So nannten die Leute die Gartetalbahn, die sechzig Jahre den Personen- und Güterverkehr im Gartetal tätigte. Es war eine Schmalspurbahn. Eigentlich sollte von der damaligen Reichsbahn in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine vollspurige Verbindungsstrecke durch das Gartetal von Göttingen nach Leinefelde eingerichtet werden. Dazu kam es jedoch nicht. Nun erbaute die Firma Lenz und Co. aus Altona, die überall in Deutschland Kleinbahnen betrieb, zunächst die Strecke Göttingen-Rittmarshausen. Wenn man bedenkt, daß die Gleisanlagen mit Hacke und Schaufeln, also nur mit Menschenkraft hergestellt werden mußten, kann man verstehen, daß es fast drei Jahre dauerte, bis der Heizer die ersten Kohlen in den Kessel der kleinen Lokomotive schütten konnte, die im Jahre 1897 den ersten Personenzug von Göttingen bis Rittmarshausen zog. Beim Bau der Bahn waren viele Italiener und Kroaten beschäftigt. So gab es auch damals schon Gastarbeiter.

Die Gemeinde Wöllmarshausen zahlte einen Zuschuß von 4 000 Mark, der von der Kreissparkasse Reinhausen geliehen und später nach und nach zurückbezahlt wurde. Dafür erhielt sie eine Haltestelle mit einem Ausweichgleis, auf dem Güter be- und entladen werden konnten.

Einen größeren Aufschwung konnte die Kleinbahn verzeichnen, als sie im Jahre 1901 bis Duderstadt durchgebaut worden war. Nun war das ganze zwischen den beiden Kreisstädten liegende Gebiet an den Bahnverkehr angeschlossen. Es wurden nicht nur Personen befördert, sondern auch Pferde, Rinder und Schweine und Güter wie Kohlen, Getreide und Düngemittel. Leider mußten Sachen, die mit der Reichsbahn ins Gartetal kamen oder aus dem Tal über Göttingen und Duderstadt hinaus verschickt werden sollten, an den beiden Endstationen wegen der unterschiedlichen Spurweiten zwischen Klein- und Reichsbahn umgeladen werden, was die Fracht verteuerte. Das nahm man in Kauf, denn die Anlage war trotzdem ein Fortschritt. Vorher war der Pferdewagen das einzige Beförderungsmittel im Gartetal, und mit ihm dauerte der Transport noch länger.

Die Jahresbilanzen der Kleinbahn wiesen in den Jahren vor dem ersten Weltkriege ständig einen Überschuß von einigen tausend Mark aus. Es hört sich heute fast wie ein Märchen an, daß ein Verkehrsbetrieb einen solchen Abschluß erzielen konnte. Die gesamten Personalkosten betragen in der damaligen Zeit jährlich etwa 24 000 Mark.

Eine Fahrt von Wöllmarshausen nach Göttingen dauerte fast eine Stunde, im Winter oft länger, weil man erst den Schnee beseitigen und die Schienen bestreuen mußte. In Diemarden hielt der Zug etwas länger, weil die Haltestelle direkt vor der Eingangstür des Gasthauses „Zum Bahnhof“ lag, wo das Zugpersonal sich erst mit einem Schnaps und einem Glas Bier für die Weiterfahrt stärkte. Der Gastwirt wußte Bescheid, denn er hatte schon in weiser Voraussicht einige Bierchen eingegossen, damit der Aufenthalt nicht allzu lange dauerte. Keiner der Fahrgäste beschwerte sich, denn man wußte es ja vorher schon und richtete sich darauf ein.

An guten Sommersonntagen verkehrten sogar Extrazüge, die Ausflügler aus Göttingen, oft auch viele Studenten, schon morgens ins Gartetal, vornehmlich zu den Gaststätten Eichenkrug und Waterloo brachten.

Die Fahrgäste saßen dann in den Sommerwagen, hergerichtete, mit gestreiftem Drell überspannte und mit provisorischen Bänken offene Güterwagen, die einen luftigen Aufenthalt und einen ungehinderten Ausblick in die Naturschönheiten des Gartetals boten.

Wenn dann der alte Herr Klinkermann, der Besitzer des Gasthauses Waterloo, in gestreifter Hose, schwarzem Frack, den Kneifer (eine Brille) auf der Nase, in der Hand den steifen Hut schwenkend, am haltenden Zuge entlang ging, seine Gäste begrüßend, und wenn dann Heinrich Schneemann aus Wöllmarshausen mit schneeweißer gestärkter Kellnerjacke und hochgezwicktem, gepflegtem Schnurrbart das erste Mettwurstbrot und ein großes Göttinger Bier als Frühstück auf den Gartentisch stellte, dann erlebte man unter den schattigen Bäumen von Waterloo eine besondere Gastlichkeit und am Gelingen des Sonntagsausflugs in die „chute Chöttinger Chejend“ war nicht mehr zu zweifeln. Daß Waterloo vor und nach dem ersten Weltkrieg zu einem der bekanntesten Ausflugsziele weit über den Landkreis Göttingen hinaus wurde, dazu hat die Gartetalbahn ein ganz erhebliches Stück beigetragen.

Besondere Freude erlebte man, wenn man aus der Ferne kam und sah vor sich auf dem Göttinger Kleinbahnhof das vertraute alte Bimmelbähnchen, dessen Lokomotive bereits unter Dampf stand und auf Fahrgäste wartete. Da traf man die ersten Bekannten wieder. Wenn der Zug sich rauchend und schnaufend in Bewegung setzte und dann im Schrittempo an den Haustüren in der Leinestraße vorbei fuhr, und wenn sich noch manchmal der Schaffner, den man von der Jugendzeit her kannte, zu einem ins Abteil setzte und das Neueste aus dem Gartetal erzählte, dann, ja dann war man schon zu

Hause. Eine Militärfahrkarte kostete im Jahre 1932 25 Pfennige, für eine so lange Fahrt ein recht billiges Vergnügen.

Als die Zuckerfabrik in Rittmarshausen ihre Pforten schloß, die Bauern aber auf den Zuckerrübenanbau nicht verzichten wollten, wurden die Rüben in Güterwagen der Kleinbahn verladen und in Sonderzügen nach Göttingen gefahren, wo sie in Handarbeit auf Güterwagen der Reichsbahn umgeladen wurden, um noch eine kurze Strecke nach Obernjesa oder Nörten gebracht zu werden. Das war alles recht umständlich, doch es gab damals keine andere Transportmöglichkeit. Wochenlang verkehrten dann im Herbst die „Rübenzüge“.

Der erste Weltkrieg machte der Aufwärtsentwicklung des Bähnchens ein Ende. Aus dem Überschuß wurde bald ein Zuschuß. In der Mitte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts mußte die Strecke Rittmarshausen-Duderstadt wegen Unrentabilität geschlossen werden.

Kurz danach gab es noch, als eine Lokomotive Güterwagen aus Duderstadt holen wollte, unterhalb Nesselrödens ein schauriges Unglück. Das stählerne Dampfroß kippte auf einer verschmutzten Feldwegüberfahrt um und fiel in einen Graben. Zwei Angestellte der Bahn, einer davon aus Wöllmarhausen, verbrühten durch austretenden Wasserdampf, einige andere Männer wurden verletzt. Es ist hin und wieder vorgekommen, daß die Lokomotive infolge der schmalen Spur aus den Schienen sprang. Noch einmal fiel eine Lokomotive unterhalb von Benniehausen die Böschung herunter, hierbei waren allerdings keine Menschenleben zu beklagen.

Seit der Inflationszeit zeigte die Bilanz der Bahn ständig steigende rote Zahlen auf. 1933 wurde im Zuge der „Arbeitsbeschaffung“ die Strecke Rittmarshausen-Duderstadt abgebrochen, doch konnte der Ertrag des Altmaterials das Defizit nicht ersetzen. Infolge des steigenden Autoverkehrs ging der Gütertransport, der früher den Überschuß erwirtschaftet hatte, mehr und mehr zurück. Man schaffte 1954 noch einmal einen Dieseltriebwagen an, um die Betriebskosten zu senken, doch auch dieser konnte den Verfall nicht verhindern.

Am 30. Oktober 1957 fuhr der letzte dampfgetriebene Personenzug durch das Gartetal.

Sechzig Jahre hatte die Kleinbahn ihren Dienst mehr schlecht als recht getan. Doch heute noch, da sie nicht mehr vorhanden ist, trauern viele Menschen hinter ihr her, weil mit ihr ein Stück Gemütlichkeit, ein Stück Heimat verloren ging. Zu dieser letzten Fahrt schrieb das Göttinger Tageblatt:

„Es war, als ob der Himmel es dem fauchenden, prustenden und heulenden Dampfroß nicht so schwer machen wollte, denn die Sonne schien aus allen Knopflöchern und ein herrlicher warmer Spätherbsttag begleitete die rund dreihundert Reisenden, die sich das denkwürdige Ereignis der letzten Fahrt nicht entgehen lassen wollten. Taschentücher wurden geschwenkt, Fotoapparate betätigt, und eine Studentengruppe sang ein Abschiedslied, als sich die fünf uralten Personenwagen, vorn von der Dampflok gezogen, hinten vom Triebwagen geschoben, in Bewegung setzte. Aus allen Häusern und von den Straßen winkten die Göttinger der Bimmelbahn zu. Nur allmählich kam der Zug in Bewegung. Vor jedem Straßen- und Wegeübergang heulte der Pfiff der Dampflok langgezogen über die Felder. An vielen Stellen standen die Amateurfotografen, etliche fuhren sogar in Autos neben der Kleinbahn her, um dieses Bild festzuhalten, denn es wird sich nun nicht mehr bieten.“

Der Landkreis Göttingen kaufte die Reste der Bahn und richtete einen Busverkehr ein. Die Schienen wurden abgebrochen und bald schon werden auch die letzten Reste der Böschungen verschwunden sein. Dann erinnert nichts mehr an das Vorhandensein der Gartetalbahn in der Natur. Nur in dem Film „DER TOLLE BOMBERG“ mit Hans Albers, in dem sie mit ihm als Reiter eine Wettfahrt austrug, kann man sie noch sehen, und in dieser Niederschrift soll sie auch den ihr gebührenden Platz erhalten.

34. Wöllmarshausen im zwanzigsten Jahrhundert

U nser Ort hatte im Jahre 1905 334 Einwohner. Man lebte, wie alte Leute immer sagten, in der guten alten Kaiserzeit. Größere Veränderungen in der Bevölkerungsstatistik gab es nicht. Die Menschen ernährten sich vorwiegend vom Ackerbau und von der Viehzucht. Einige kleine Gewerbebetriebe wie Schmiede, Dreschmaschinenhalter, Schuhmacherei, Schneiderei, Tischlerei und ein Baugeschäft befanden sich im Ort.

Nachdem in dem Jahre 1884 die Zuckerfabrik „Garte“ in Rittmarshausen eröffnet war, wurden in Wöllmarshausen auch Zuckerrüben angebaut. Diese Fabrik brachte nicht nur den Landwirten eine zusätzliche Einnahmequelle, sondern auch einigen Einwohnern im Dorf Arbeit und damit Brot. Andere Leute fanden an der Kleinbahn ihre Beschäftigung. Nur ganz wenige Menschen fuhren nach Göttingen zur Arbeit.

Als Volksfeste dienten das Schützenfest im Sommer, meistens am ersten Sonntag im Juli und die Kirmes im Herbst, am 20. Sonntag nach Trinitatis.

Am 4. Februar 1909 wurde das Gartetal wieder von einer gewaltigen Überschwemmung heimgesucht. Infolge Regen und tauendem Schnee trat die Garte über die Ufer und überschwemmte Wiesen, Gärten und Keller. In Wöllmarshausen mußte das Vieh aus den niedrig gelegenen Ställen evakuiert werden. Da gab es für die Feuerwehr und andere Rettungstrupps viel Arbeit.

In der Nacht vom 7. zum 8. April 1910 wurde die Scheune des Landwirts Hermann Kiepe (jetzt Heinrich Müller) durch Feuer eingeäschert. Die Ursache des Unglücks wurde nie geklärt. Sonst aber ereignete sich nicht viel Neues im Ort. Die Menschen gingen ihrer Arbeit nach, waren fleißig und strebsam. An den Sonntagvormittagen besuchte man die Kirche und an den Sonntagnachmittagen die Gasthäuser Stietenroth und Schneemann. In dem letztgenannten gab es eine an den Seiten offene überdachte Kegelbahn, auf der sich die Junggesellen des Dorfes vergnügten.

Es herrschte Friede, denn der letzte Krieg von 1871 lag schon lange zurück. Auch der Krieg 1866 war lange vergessen, obwohl nach ihm aus den „Hannoveranern“ nun „Preußen“ geworden waren. Die Masse der Menschen hatte sich damit abgefunden, doch es gab noch einige Einwohner, die diese Staatsveränderung in ihrem ganzen Leben nicht überwinden konnten. Das Lied von den „lustigen Hannoveranern“ wird ja heute noch gesungen.

Da soll es im Gartetal einen Bauern gegeben haben, der seine beiden Pferde Bismarck und Moltke nannte, der Bismarck soll die meisten Peitschenhiebe bekommen haben. Irgendwo wollte er seine Wut über den Verlust des lieben Königshauses der Welfen abreagieren.

Selbst in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts gab es noch eine „Deutsch Hannoversche Partei“, die auch in Wöllmarshausen einige treue Wähler hatte.

Da brach am 2. August 1914 der erste Weltkrieg aus. Wie überall in Deutschland, so gab es auch in unserem Dorf harte Veränderungen. Dank der Aufzeichnungen des damaligen Lehrers Knoche in der Schulchronik ist es möglich, hier einiges davon wiederzugeben:

Bei Ausbruch des Krieges waren Soldat:

Heinrich Steinwachs, August Hampe, Hermann Stietenroth und Louis Kloppmann

Eingezogen wurden:

Heinrich Kiepe, Fritz und Hermann Recke, Heinrich Ausburg, August Rudolph, Louis Riedmüller, Adolf und August Schmidt, Heinrich, Hermann, Karl und August Heise

Freiwillig meldeten sich und wurden eingezogen:

Hermann Kloppmann und Hermann Schmidt

Wie überall im Lande, so wurde auch im oberen Gartetal auf Veranlassung des Landrats Mannkopf ein „vaterländischer Frauenverein“ gegründet, dem siebzig Frauen und Mädchen aus unserem Ort beitraten. Diese kamen an drei Abenden in der Woche zusammen, um allerlei Liebesgaben wie Strümpfe, Hemden, Binden und Unterjacken anzufertigen und an die Front zu schicken. Für die Soldaten aus dem Dorf wurden Pakete mit Wurst, Schokolade, Zigarren, Zucker und Kaffee gepackt und abgeschickt. Eine Sammlung für das Deutsche Rote Kreuz ergab einen Betrag von 336,50 Mark. Für das Lazarett in Geismar gab die Gemeinde 15 Bettbezüge, 15 Kissenbezüge, 15 Betttücher, 50 Handtücher, 80 Taschentücher, 5 Herrenhemden und 8 Paar Strümpfe. Auch für die aus ihrer Heimat vertriebenen aber wieder zurückgekehrten Ostpreußen wurde eine Sammlung veranstaltet, die 11 Betttücher, 7 Kissenbezüge, 13 Bettbezüge, 36 Handtücher, 5 Herrenhemden, mehrere Mäntel, Anzüge, Frauen- und Kinderbekleidung ergab. Diese Begeisterung und Opferbereitschaft bekam ihren ersten Schock, als schon im September 1914 die ersten Verlustmeldungen eintrafen.

Im Lazarett Elbing in Ostpreußen starb an einem Rückenschuß August Schmidt und vor Reims in Frankreich fiel Karl Heise durch Granatsplitter. Am selben Ort wurde der Gefreite Heinrich Ausburg verwundet. An einem anderen Ort in Frankreich fiel am 3. Oktober 1914 Hermann Just.

Im Dorf ging aber das Packen und Abschicken der Pakete weiter. Bald auch schon kamen die ersten Dankschreiben von der Front, in denen der Opfermut der Frauen daheim gelobt wurde. Einige Soldaten schrieben überheblich vom Gegner. Die einseitige Kriegspropaganda hatte auch bei den Soldaten aus unserem Dorf ihre Wirkung nicht verfehlt.

Schon in den ersten Monaten des Krieges wurden durch die Gesetze und Verordnungen allerhand Einschränkungen verkündet. Die Polizeistunde wurde auf 10 Uhr abends festgesetzt. Vorratserhebungen und Viehzählungen fanden statt. Brotgetreide durfte nicht verfüttert werden, Höchstpreise wurden festgesetzt.

Weitere junge Männer wurden eingezogen und mußten Soldat werden. Die Blockade Deutschlands zeigt die erste Wirkung. Am 4. März 1915 wurden Brotmarken eingeführt. Jede Person über 5 Jahre erhielt in der Woche anfangs 2 kg Brot oder 1,5 kg Mehl. Diese Menge wurde bald wieder gekürzt.

Auch den Pferden erging es immer schlechter, weil die Haferrationen weniger wurden und sie die Arbeit ihrer eingezogenen Artgenossen mit erledigen mußten. Petroleum für die Lampen war bald nicht mehr zu bekommen und elektrisches Licht gab es damals in Wöllmarshausen noch nicht. Viele Leute behelfen sich mit Stearinkerzen, andere holten ihre alten Öllichter wieder hervor, wieder andere brannten Spiritus oder Karbid. So kam es, daß die meisten Stuben abends um 9 Uhr dunkel waren.

Am 10. Februar 1915 wurde der Kriegsfreiwillige Hermann Schmidt in Flandern am Fuß verwundet. Am 17. Februar 1915 erlitt Hermann Heise in Argonnen eine Verwundung am Bein.

Zur Befreiung von Ostpreußen wurden am 16. Februar 1915 die Glocken geläutet.

Da die Preise für Pferde erheblich angestiegen waren und die Bauern befürchteten, daß diese für das Heer beschlagnahmt würden, verkauften viele Leute ihre treuen Zugtiere und erledigten ihre Arbeit mit Zugochsen.

Verwundet wurden am 22. Mai 1915 Louis Riedmüller durch einen Schulterschuß und zum zweiten Male schwer durch einen Schulter- und einen Bauchschuß Heinrich Ausburg am 24. Mai 1915. Letzterer hatte kurz

vorher das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten. Am 5. März 1915 fiel in Galizien Heinrich Steinwachs.

Da die meisten Männer eingezogen waren, mußten die Frauen die Feldarbeit verrichten. Deshalb wurde die Arbeit im Frauenverein im Juni 1915 vorläufig eingestellt. Die Spenden an Lebensmittel und Geld gingen aber weiter. Es war erheblich, was unsere kleine Gemeinde im Laufe des Krieges freiwillig, trotz mancher Einschränkungen noch abgeliefert hat.

Am 4. August 1915 fiel August Schmidt durch Halsschuß in Rußland. – Der Herbst 1915 brachte eine hervorragende Kartoffelernte.

Alle Schrotmühlen in privaten Betrieben wurden vom Baumeister geschlossen und versiegelt. Sämtliche Kupfer-, Messing- und Nickelbestände wurden beschlagnahmt, so daß manche Erbstücke den Weg in den Krieg antreten mußten.

Verwundet wurde im September 1915 August Hampe in Tirol durch Granatsplitter am rechten Auge, August Heise durch Gewehrkuugel in Frankreich, Otto Heise in Galizien verlor ein Bein. Durch einen Unglücksfall fand der Matrose Hermann Recke sein Grab auf dem Meeresgrund bei Helgoland.

Im Folgenden sollen einige Preise aus dem Kriegsjahr 1915 angegeben werden:

1/2 kg Kotelett	1,80 Mark
1/2 kg Hackfleisch vom Schwein	1,90 Mark
1/2 kg Schinken	2,60 Mark
1/2 kg frische Mettwurst	2,10 Mark
1/2 kg Kalbfleisch	1,20 Mark
1/2 kg Rindfleisch	1,60 Mark
1/2 kg Lammfleisch	1,40 Mark
Brot (Gemischt 63% Roggenmehl, 27% Weizenmehl, 10% Kartoffeln) 2 kg	0,70 Mark
Butter 1/2 kg	2,80 Mark
Bauernbutter 1/2 kg	1,90 Mark
1 Liter Milch	0,19 Mark

Speck und Schmalz waren beim Schlachter fast nicht zu bekommen.

Im Oktober 1915 geriet Robert Menge verwundet in französische Gefangenschaft. Hermann Kloppmann erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse. Im November 1915 nahm der Frauenverein seine Arbeit wieder auf. Es wurden Weihnachtspakete für die Soldaten des Dorfes gepackt. Eine Samm-

lung hierfür ergab den Betrag von 150,70 Mark, dazu bewilligte die Gemeindekasse noch 200 Mark. Die Soldaten an der Front bekamen jeder: 1 Hemd, 1 Paar Strümpfe, 2 Taschentücher, 1 Stück Seife, 1 Dutzend Zigarren, 1/4 Liter Rum, Nüsse und Lebkuchen. Die Soldaten in den Garnisonen bekamen dasselbe, jedoch ohne Hemd. Insgesamt waren es 46 Pakete. Außerdem wurden noch erhebliche Lebensmittel an das Lazarett in Geismar angeliefert.

Am 4. Advent 1915 wurde Luis Siegmann aus Rittmarshausen und Minna Riedmüller, geschiedene Frau Schneider, von hier, kriegsgetraut.

Während die Gemeinde bisher immer auf die Mithilfe von Kriegsgefangenen verzichtet hatte, mußte sie nun infolge der weniger werdenden männlichen Arbeitskräfte diese in Anspruch nehmen.

Im Februar 1916 kam ein Landsturmmann mit zehn gefangenen Russen ins Dorf, die in der Gastwirtschaft Fritz Heise (später Meister) untergebracht wurden. Die Gefangenen wurden zur Arbeit auf die einzelnen Bauernhöfe verteilt und schliefen des Nachts in der Gastwirtschaft. Außer der Kost erhielten sie pro Tag 30 Pfennige. Der Landsturmmann wurde abwechselnd von den Bauern gepflegt.

Am 7. April wurde der Lehrer Knoche zum Heeresdienst einberufen. Leider hörte nun die Berichterstattung über die Verhältnisse im Dorf während der weiteren Kriegszeit auf.

Man kann sich denken, daß mit zunehmender Dauer des Krieges wie überall in Deutschland, so auch in Wöllmarshausen, es immer härter wurde. Doch es gab an der Quelle der Nahrung weit mehr zu essen als in den Städten, so daß hier keiner wirklichen Hunger leiden mußte.

Die Begeisterung der Opferbereitschaft, die Anfang des Krieges bestand, war am Ende gewichen und jeder war froh, als das unglückliche Ringen beendet wurde. Zehn junge Männer aus der Gemeinde hatten ihr Leben lassen müssen. Ihre Namen sind auf dem Gedenkstein verzeichnet, den die Gemeinde ihnen zum Gedächtnis errichtete und am 5. September 1920 feierlich einweihte.

Nach dem Kriege wurde die Unsicherheit auf dem Lande immer größer. Diebstähle und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Um diese abzuwehren, wurden freiwillige Nachtwachen ins Leben gerufen, die mit zwei sich ablösenden Doppelposten die Straßen durchpatrollierten. Ihnen wurde von der Heeresleitung, die ja, anders als nach dem zweiten Weltkriege, noch bestand, fünfzehn Infanteriegewehre mit Munition zur Verfügung gestellt. Zu einem ernsthaften Schußwechsel ist es aber nicht gekommen.

Nach und nach pendelte sich das normale Leben auch in unserem Dorf wieder ein. Viele Soldaten waren zurückgekehrt und halfen, die Wunden des Krieges zu heilen. Arbeiten, die vor dem Kriege angefangen waren und über lange Jahre geruht hatten, wurden weitergeführt. Dazu hörte auch die Versorgung der Gemeinde mit elektrischem Strom. Die Anlagen in den Häusern waren schon vor dem Kriege gebaut worden. Das Elektrizitätswerk baute die Überlandleitungen und das Transformatorenhaus. Nun ging es um das Ortsnetz mit den Hausanschlüssen. Dazu wurde eine Genossenschaft gegründet, der fast alle Hauseigentümer angehörten. Es mag heute sonderlich klingen, wenn berichtet wird, daß es im Dorf anfangs einige Hausbesitzer gab, die den Anschluß ablehnten, vermutlich, weil sie die Kosten nicht bezahlen wollten. Diesen wurde von der Genossenschaft eine Frist gesetzt, in der sie sich zu entscheiden hätten. Bei einer weiteren Weigerung sollten sie nie mehr in den Genuß von elektrischem Strom kommen. Obwohl diese Frist lange verstrichen war, hat man sie später doch noch aufgenommen. So erstrahlten ab 1925 alle Häuser im Glanz des elektrischen Lichtes. Im Jahre 1927 beschloß der Gemeindeausschuß sogar die Anlage einer Ortsbeleuchtung. Von nun an konnte man auch abends seinen Weg bequem durch die sonst dunklen Gassen finden.

Inzwischen war auch die Führung der Gemeinde geändert. Der Bauermeister und die beiden Vorsteher waren zwar geblieben, sie nannten sich jetzt aber Gemeindevorsteher statt Bauermeister und Beigeordnete statt Vorsteher. Eine Trennung zwischen politischer und Realgemeinde hatte stattgefunden. Das Dreiklassenwahlrecht, das in Preußen seit 1849 bestanden hatte und die Menge der niedrigen Steuerzahler benachteiligte, wurde 1918 abgeschafft. In der politischen Gemeinde hatte jeder Bürger über 21 Jahre nur noch eine Stimme. Dem Gemeindevorsteher und den Beigeordneten stand ein Gemeindeausschuß zur Seite, der aus acht Mitgliedern bestand, in der Kommunalwahl von der Gemeinde gewählt und der mit dem Vorsteher und den Beigeordneten über die Tagesordnungspunkte in öffentlichen und nicht öffentlichen Sitzungen entschied.

Als ausführende Organe gab es weiterhin neben dem Gemeindevorsteher den Rechnungsführer, den Gemeindediener und den Gemeindearbeiter. Gemeindegirten und Nachtwächter gehörten schon lange der Vergangenheit an. Sie wurden nicht mehr benötigt.

Im Jahre 1928 pachtete der Schmied Heinrich Schneemann das Armenhaus von der Gemeinde und richtete darin eine Dorfschmiede ein.

Als eine der Folgen des großen Krieges setzte in Deutschland die Inflationszeit ein, die auch viele Bewohner unseres Dorfes empfindlich zu spüren bekamen. Das Geld wurde immer weniger wert und manche mühsam zusammengesparte Mark verfiel in kurzer Zeit in ein Nichts. 1924 rechnete man mit Millionen und Billionen. Zu beklagen waren besonders die alten Leute, die sich zur finanziellen Sicherstellung ihres Alters ein paar Tausender zurückgelegt hatten. Nun war das alles dahin.

Da gab es in Wöllmarshausen einen kleinen Landwirt und Hausschlachter, der benutzte zur Beackerung seiner Felder eine Kuh und ein Pferd. Das Pferd war eine Stute, die ihm jedes Jahr ein Fohlen schenkte. Dieses zog er dann auf und verkaufte es nach zwei Jahren. So hatte er 1923 wieder mal ein hübsches Tier verkauft und sich über die Zigarrenkiste voller Geld gefreut, die er für das Fohlen bekommen hatte. Als er vierzehn Tage später mit seiner Frau in Göttingen einmal tüchtig einkaufen wollte, bekam er für das ganze Geld nur noch einen Hering. Dies erzählte er immer wieder mit bissigem Humor. So gesehen waren die „goldenen zwanziger Jahre“, von denen man heute noch manchmal spricht, für die Masse der Landbevölkerung gar nicht so goldig.

Wieder eine Folge der Inflationszeit war die Arbeitslosenzeit, die Ende der zwanziger Jahre einsetzte. Es gab zwar schon eine Arbeitslosenunterstützung, diese war aber kaum halb so hoch wie der frühere Arbeitslohn. Junge Handwerksgesellen, die gerade ihre Lehrzeit beendet hatten, bekamen nichts, wenn der Meister sie entließ, und das war meistens der Fall. Wenn die Eltern sie nicht unterhalten konnten, waren sie auf Wohlfahrtsunterstützung oder auf Gelegenheitsarbeit in der Landwirtschaft angewiesen. Doch gab es wohl auch einige Arbeitslose, die ab und zu, besonders an den Stempeltagen, wenn das Geld ausgezahlt wurde, aus Langeweile in den Gastwirtschaften herumsaßen und abends in einer Wolke von Tabakqualm ihrer Heimat zuzogen. Dies erregte wiederum Neid ihrer Altersgenossen, die in der Landwirtschaft am Tage schwer gearbeitet hatten und auch nicht mehr verdienten, als das Stempelgeld ausmachte. Je länger dieser Zustand anhielt, je größer wurde das gegenseitige Mißverständnis. Als dann die Arbeitslosigkeit beseitigt wurde, wurde es mit dem gegenseitigen Verstehen besser. Das mag wohl ein Grund dafür gewesen sein, warum in Wöllmarshausen so schnell wie in allen anderen Orten unseres Heimatlandes die Hakenkreuzfahnen aufgezogen wurden.

Noch ein Grund für die Entstehung des dritten Reiches sah man im Versailler Vertrag, der nach dem ersten Weltkrieg zwischen Siegern und Be-

siegten geschlossen wurde. Ihm, den man auch das Versailler Diktat nannte, gab man die Schuld für die schlechte Wirtschaftslage in Deutschland. Die nationalsozialistische Propaganda wirkte bis in den kleinsten Winkel unseres Vaterlandes, so auch in Wöllmarshausen. Doch nicht alle folgten ihr. Es gab auch hier noch Leute, die sich im Inneren ihres Herzens nicht der neuen Politik zuwenden konnten. Aber was sollten sie machen, wenn sie sich und ihre Familie nicht ins Unglück stürzen wollten? Sie mußten schweigen. So nahm das Leben seinen Lauf.

Aufzeichnungen aus der Zeit von 1933 bis 1945 sind nur noch ganz wenige vorhanden. Aus persönlicher Erinnerung kann wenig berichtet werden, da der Schreiber dieser Zeilen damals nicht in Wöllmarshausen wohnte. Nur Herr Knoche berichtet an einer Stelle in der Schulchronik, daß am Abend des 19. April 1933, dem Vorabend von Hitlers Geburtstag, ein Fackelzug mit Abbrennen eines gewaltigen Holzstoßes veranstaltet wurde. An diesem Tag nahmen sämtliche Vereine, fast alle Einwohner des Dorfes und auch viele aus den Nachbardörfern teil. Ein langer Zug, dem eine Musikkapelle voranging, bewegte sich durch den Ort zur Feuerstelle oberhalb des Frauenholzes, wo am brennenden Feuer gesungen und Reden gehalten wurden.

Sonst aber gab es aus den folgenden Jahren außer den politischen Ereignissen, die ja zur Genüge bekannt sind, nichts Wesentliches zu berichten, außer, daß nun nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht viele junge Männer aus unserem Ort zum Arbeitsdienst und zur Wehrmacht einberufen wurden.

Dann kam der zweite Weltkrieg, von dem auch unser Ort nicht verschont blieb. Einige Gebäude wurden durch Brandbomben eingeäschert oder durch Granaten stark beschädigt. Beim Einmarsch der Amerikaner saßen die Menschen in den Kellern und harrten ängstlich der Dinge, die folgten. Einige Familien mußten ihre Wohnräume verlassen und weiterhin in Kellern oder Weideschuppen hausen. Doch auch das ging vorüber. Die sachlichen Verluste des Krieges konnten, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, verhältnismäßig schnell behoben werden, die menschlichen Verluste ließen sich nicht wieder gutmachen. Mit den Witwen, Eltern, Kindern und Geschwistern trauert die Gemeinde um den Verlust von einundzwanzig Männern, die gefallen, nach Verwundung, in der Gefangenschaft oder auf der Flucht gestorben oder vermißt sind. Ihnen zum Gedenken wurden rechts und links neben dem Gedenkstein für die im ersten Weltkrieg gefal-

lenen Männer des Dorfes zwei kleinere mit den Namen der Opfer errichtet. So sollen sie nicht vergessen sein.

Über die ersten Jahre nach dem zweiten Weltkrieg berichtet der Lehrer Rohmann:

Nach dem Zusammenbruch 1945 steigt die Einwohnerzahl im Jahre 1948 auf 603 Personen an. Dieser Anstieg ist auf den großen Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten zurückzuführen. Wöllmarshausen beherbergt zu dieser Zeit 33 Flüchtlinge aus der Provinz Posen und Westpreußen, 23 aus Pommern, 50 aus Ostpreußen, 41 aus Schlesien und 18 aus dem Baltikum. Hierzu kommen noch 34 Evakuierte aus Hannover, die nicht zurückkönnen, da ihre Wohnungen zerstört sind oder weil sie ohne Ernährer dastehen. Es befinden sich außerdem noch 19 Personen im Ort, die aus der russischen Besatzungszone stammen. Alle Häuser sind überbelegt, die Wohlfahrtslasten schnellen empor.

Da in Wöllmarshausen die Landwirtschaft vorherrscht, in der nicht alle Menschen ihre Erwerbsquelle suchen können, ist der größte Teil gezwungen, sich außerhalb des Ortes Arbeit zu beschaffen. So finden viele nach und nach in Göttingen ihre Beschäftigung. Sie fahren täglich mit der Gartetalbahn zur Arbeit. Die 125 Familien des Dorfes ernähren sich wie folgt:

- 31 in der Landwirtschaft
- 22 in Göttingen
- 6 an der Kleinbahn,
- 5 im Elektrohandwerk
- 12 als selbständige Handwerker
- 4 als Beamte
- 9 im einheimischen Bauhandwerk
- 7 als Pensionäre
- 2 als Gastwirte
- 1 als selbständiger Kaufmann
- 1 als Zahnarzt
- 6 in der Mosterei Eickhoff
- 19 Familien müssen von der Wohlfahrtsunterstützung leben.

Anfang der fünfziger Jahre sinkt die Einwohnerzahl ständig, da viele ehemalige Flüchtlinge ihre Wohnung in der Nähe ihres Arbeitsplatzes außerhalb des Dorfes finden. 1961 wohnen hier noch 407 Personen.

Bis zu diesem Jahr waren in Wöllmarshausen sieben neue Häuser gebaut, 1966 waren es bereits siebzehn, bis 1978 sind es insgesamt sieben-

undzwanzig. Außerdem wurden viele alte Häuser umgebaut und verbessert.

1945 waren alle politischen Einrichtungen aufgehoben. Da noch keine Wahlen stattfinden konnten, wurde von der englischen Militärregierung ein vorläufiger Gemeinderat eingesetzt. Irgendwie mußte es ja weitergehen. Aus den Protokollen der damaligen Zeit geht hervor, daß diese Ratsherrn sich mit Sachen befassen mußten, an die heute kaum noch jemand denkt, wie Unterbringung von immer neu ankommenden Flüchtlingen in den ohnehin schon überbelegten Wohnungen, deren Versorgung mit dem nötigsten Hausrat und Bekleidung, Beschaffung von Gartenland, Verteilung der Grasnutzung an den Feldwegen, Beschaffung von Brennholz und dergleichen. Für Geld war ja nichts zu kaufen. So mußten die noch Besitzenden von ihrem Eigentum abgeben, was oft mit Verständnis, oft aber auch mit Ärger und Verdruß geschah. Wie es da dem selbständigen Landwirt, dem Geschäftsmann, dem Oberst der Wehrmacht, dem Beamten, dem Lehrer, dem Bankkaufmann oder dem Handwerker aus dem Osten innerlich zumute war, wenn er um die einfachsten Bedürfnisse des täglichen Lebens bitten mußte, kann wohl nur der nachfühlen, der diese Zeit miterlebte.

Da kam am 20. Juni 1948 die Währungsreform. Die bis dahin gültige Reichsmark wurde im Verhältnis 10 : 1 durch die Deutsche Mark ersetzt. In der Gastwirtschaft Stietenroth war an diesem Tage eine Umtauschstelle eingerichtet, in der man die ungültig gewordenen Reichsmarkgelder abgeben konnte. Pro Kopf der Familie erhielt man sofort 40 Deutsche Mark, die dann von den später zu verrechnenden, abgewertetem Guthaben abgezogen wurden. Man mußte also 400 Reichsmark abgeben, um 40 DM zu erhalten. Wer diesen Betrag nicht hatte, bekam trotzdem seine 40 Mark. Auch die Guthaben der Sparkassenkonten wurden in diesem Verhältnis abgewertet. Wieder einmal, wie nach dem ersten Weltkriege, waren besonders die alten Leute die Leidtragenden, denn sie hatten nicht mehr die Möglichkeit, durch Arbeit neues Geld zu erwerben. Später wurde diese Härte dadurch ein wenig gemildert, daß die Menschen, die nur von ihrem Ersparten leben mußten, daß jetzt nicht mehr vorhanden war, aus dem Lastenausgleich eine kleine Rente bezogen. Dieser Ausgleich wurde von den Grund- und Bodenbesitzern in Form einer Steuer erhoben und an Flüchtlinge und Währungsgeschädigte, die ihr Eigentum verloren hatten, in Form einer Rente oder als Kapitalabfindung zur Neugründung einer Existenz bezahlt.

Trotz mancher Ungerechtigkeiten war die Währungsreform die Grundlage für das Aufblühen der Wirtschaft in unserem Lande. Jetzt waren plötz-

lich wieder alle Läden voll und man konnte kaufen, wenn nur das Geld reichte. Die Markenwirtschaft war nun nicht mehr notwendig und wurde abgeschafft. In den landwirtschaftlichen Betrieben nahm die Technisierung einen gewaltigen Aufschwung. Die alt bewährten Pferde, größtenteils belgischer Zuchtrasse, die bis dahin den Pflug und die Egge gezogen hatten, ersetzte die Zugmaschine. Nach und nach wurden diese getreuen Arbeitstiere, der Stolz mancher Bauern, immer weniger und heute gibt es sie hier nicht mehr. Der Ersatz der Pferde durch die Zugmaschine zog die Umstellung anderer landwirtschaftlicher Geräte nach sich. Wagen, Pflüge, Eggen, kurz, alle Arbeitsgeräte mußten modernisiert werden, Dreschmaschinen wurden durch Mähdrescher ersetzt. Das erforderte einen erheblichen Kapitaleinsatz, der meistens nicht sofort durch den Betrieb finanziert werden konnte. Das wieder hatte einen Aufschwung des ländlichen Kreditwesens zur Folge und die Spar- und Darlehnskasse wurde bald zum unentbehrlichen Helfer der Landwirtschaft.

Die Technisierung hatte aber auch zur Folge, daß die Arbeit auf dem Felde in immer kürzerer Zeit erledigt werden konnte. Immer weniger Menschen schafften mit Hilfe der Maschinen mehr Arbeit. So mußten sich viele landwirtschaftliche Gehilfen umstellen und in artfremden Betrieben ihre Arbeit suchen, ja, viele selbständige Bauern fanden noch Zeit, neben ihrer Tätigkeit im eigenen landwirtschaftlichen Betrieb in Industriebetrieben im nahen Göttingen zusätzliches Geld zu verdienen. Das war möglich, denn Arbeitskräfte wurden in den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts überall benötigt.

So wurde aus unserem Jahrhunderte alten rein landwirtschaftlichen Ort mehr und mehr eine Wohngemeinde. Das Auto wurde zum unentbehrlichen Verkehrsmittel, es brachte die Menschen schneller an ihren Arbeitsplatz und wieder zurück an den heimischen Herd.

Für die Einwohner, die aus Wöllmarshausen fortgezogen waren, siedelten sich andere Menschen hier an, bauten massive Häuser mit schönen Gärten darum herum.

Trotzdem bleibt das schön gepflegte Fachwerkhaus eine besondere Zierde unseres Dorfes. Es zu erhalten und immer wieder zu verbessern, sollte den Besitzern ein besonderes Anliegen sein, denn es gehört einfach mit zu den Besonderheiten unserer Heimat. Fachwerkhäuser und massive Wohnstätten stehen zueinander wie Vergangenheit und Gegenwart. Beides zu pflegen ist wichtig für die Zukunft unserer Landschaft.

Im Jahre 1949 fand die erste Kommunalwahl nach dem Kriege statt. Von nun an wurden die Vertreter der Gemeinde wieder vom Volke gewählt. Eine neue Gemeindeordnung für das neu gegründete Niedersachsen trat in Kraft. Nach englischem Vorbild, wie gehörten ja zur englischen Besatzungszone, gab es neben dem Gemeinderat, mit dem Bürgermeister an der Spitze als Legislative, noch den Gemeindedirektor als Executive.

In kleinen Gemeinden unter 2 000 Einwohnern konnte der Bürgermeister zugleich Gemeindedirektor sein, was in Wöllmarshausen auch anfangs der Fall war. Nach der Wahl 1952 wurde hier das Amt des Bürgermeisters von dem Gemeindedirektor getrennt.

Im Jahre 1951 übernahm die Gemeinde einen Anteil an der Waschanlage, die das Elektrizitätswerk in der ehemaligen Zuckerfabrik zu Rittmarshausen eingerichtet hatte. Da es damals in den meisten Familien des Ortes noch keine eigene Waschmaschine gab, wurde diese Übernahme von den Einwohnern sehr begrüßt und die Anlage gern benutzt. Da aber in den Folgejahren infolge der schnellen Modernisierung auch der Haushalteinrichtungen jede Familie ihre eigene Waschmaschine anschaffte, wurde diese Gemeinschaftseinrichtung unmodern und deshalb verkauft.

Schon vor dem ersten Weltkriege hatte der Landkreis Göttingen der Gemeinde empfohlen, eine örtliche Wasserleitung zu bauen. Der damalige Gemeinderat hatte das aus Ersparnisgründen abgelehnt. Nun sollte kurz vor dem zweiten Kriege diese Arbeit in Angriff genommen werden. Die Erschließung der Quelle am Lietberge war schon im Gange. Das Wasser sollte in einem Behälter auf die Anhöhe gepumpt werden, von wo es dann mit eigener Kraft in das noch zu bauende Ortsnetz laufen würde. Der Krieg hat den Weiterbau verhindert. So faßte der Gemeinderat 1960 nach langen Beratungen und manchen Meinungsverschiedenheiten den Beschluß, dem Wasserbeschaffungsverband „Gartetal“ beizutreten. Seit dieser Zeit ist Wöllmarshausen an ein großes Wasserversorgungsnetz angeschlossen, welches noch viele Gemeinden des Gartetals mit gesundem Trinkwasser versorgt. Auch das Problem der Abwasserentsorgung ist mittels einer überörtlichen Kanalisation gelöst. Diese Anlage ist auch im letzten Jahrzehnt gebaut und trägt zum Umweltschutz im Gartetal genauso bei, wie die Müllabfuhr, die 1965 vom Landkreis Göttingen eingerichtet wurde. Alle diese Einrichtungen erforderten zwar erheblich viele finanzielle Mittel, die von den Hausbesitzern sowie den überörtlichen Behörden aufzubringen waren, doch ohne sie wäre ein Leben kaum noch denkbar.

Seit dem Jahre 1973, dem Gründungsjahr der Großgemeinde Gleichen, ist Wöllmarshausen als Ortschaft dieser Gemeinde angeschlossen. Der Gemeinderat unseres Dorfes ist durch den Ortsrat, der Bürgermeister durch den Ortsvorsteher ersetzt worden.

35. Aus der Geschichte unserer Pfarr- und Kirchengemeinde

Auf der Suche nach den ersten Christen in unserer engeren Heimat begegnen wir in einer Sage, die August Tecklenburg in der Zeitschrift „Aus der Heimat“, Jahrgang 1913, veröffentlicht hat, dem Kreuzträger Karls des Großen, der im Jahre 774 mit seinem Herrn den Hülfsenberg bei Heiligenstadt, jetzt DDR, erstiegen hatte, um in einer dort befindlichen Kapelle zu beten. Dieser fand, da man von diesem Berge aus eine schöne Aussicht genießen kann, die Landschaft des Gartetal so schön, daß er sich von seinem Kaiser als Grenzward einsetzen ließ und sich und den Ort, wo er sich ansiedelte, „Kristlingeroda“ nannte.

Wenn man dieser Sage Glauben schenken darf, so war der Urvater der Grafen von Kerstlingerode, die in den folgenden Jahrhunderten in unserer Heimat eine führende Rolle spielten, der erste Christ im Gartetal. Sicher hat er auch die erste christliche Kapelle in der Gegend des jetzigen Dorfes Kerstlingerode erbaut.

Doch unsere Vorfahren nahmen das Christentum nur sehr zögernd an. Es gehört wohl zu den menschlichen Eigenschaften, daß man sich von Sitten und Gebräuchen, die im Innern verwurzelt sind, so bei den Germanen der Götterglaube, nur ungern trennt. Die Bischöfe und Priester brauchten daher eine sehr lange Zeit, um die Lehre vom dreieinigen Gott bis in die letzten Orte unseres Landes zu bringen. Vermutlich fanden die ersten Gottesdienste unter freiem Himmel statt. Dann baute man auf den ehemaligen Mahl- und Thingstätten Kapellen und Kreuze, damit das Volk an den Orten, an die es gewöhnt war, nun zu dem einzigen Gott beten konnte.

Dreihundert Jahre später lesen wir von dem Bau eines weiteren Gotteshauses in unserer Nähe. Die Grafen von Reinhausen, die auf den Gleichen wohnten, gründeten im Jahre 1085 ein Chorherrenstift in Reinhausen. Dieses wurde von vier Herren aus adligem Geschlecht bewohnt, welche die Aufgabe hatten, bei den Bewohnern der Umgebung Gottesdienste zu halten und die christliche Lehre zu verbreiten.

Später wurde diese Aufgabe von den Mönchen des Klosters übernommen, welches im Jahre 1111 an Stelle des Chorherrenstifts trat. Da auch die Insassen dieses Hauses alle aus adligem Geschlecht waren, wird es wahrscheinlich gewesen sein, daß sie mit den Adligen der Umgebung zusammenarbeiteten. Auch auf der Burg Neuengleichen muß es zu dieser Zeit eine Kapelle gegeben haben, denn in der Sage der Entführung der Richen-

za von den Gleichenburgen lesen wir, daß die Hochzeit ihrer Schwester Mathilde mit dem Bayerfürsten Meginhardt in der Burgkapelle der Neuen- gleichen stattfand.

Wahrscheinlich infolge der Trennung Alten- und Neuengleichen stifteten fünf Herrn von Uslar und zwei Herren von Kerstlingerode, die mit Töchtern aus von Uslarschem Geschlecht verheiratet waren und auf Altengleichen wohnten, am 7. 9. 1390 eine Privatkapelle auf dem alten Hause. Auch in dieser Kirche hielten Mönche aus Reinhausen Gottesdienste ab.

Bis Anfang des 16. Jahrhunderts gehörten alle Menschen dem katholischen Glauben an. Nach erfolgter Reformation wurden die Lehnsherren der Umgebung und damit auch ihre Untertanen evangelisch. Die Herzogin Elisabeth von Münden setzte überall in ihrem Lande Calenberg-Göttingen lutherische Prediger ein. Auch das Kloster Reinhausen wurde davon nicht ausgenommen und durch den lutherischen Abt Peter von Utrecht geleitet. Wenn auch der Sohn der Elisabeth, Erich II., im Jahre 1548 für einige Zeit den katholischen Glauben wieder einführte, und wenn im Dreißigjährigen Kriege der Benediktinerorden versuchte, sein ehemaliges Kloster Reinhausen zurückzugewinnen, so änderte dies nichts daran, daß die Einwohner der Dörfer rund um die Gleichen lutherisch oder, infolge des Verkaufs Neuen- gleichen an Hessen, reformiert blieben.

Vermutlich in der Zeit der Reformation ist das Pfarramt Gelliehausen gegründet worden, das noch heute besteht und zu dem die Orte Gelliehausen, Benniehausen und Wöllmarshausen gehören. Kirchenpatrone, das heißt, Schutzherren dieses Pfarramtes, sind seit eh und je die Barone von Uslar- Gleichen in ihrer Gesamtheit, die aber der Einfachheit halber ihre Aufgaben auf den Senior der Familie übertrugen.

Die älteste Kirche der Pfarrgemeinde steht in Gelliehausen. Auch sie hatte einmal einen Kirchturm im Fachwerkstil, der aber infolge Baufälligkeit im Jahre 1847 abgebrochen und nicht wieder aufgebaut wurde. Unter dem architektonisch umrahmten, mit: „Liber Baro Ab Uslario und Anno MDXX“ bezeichneten Wappen über dem Haupteingang steht: „ST. Pancratii wurde wahrscheinlich erbaut 1472, wurde inwändig ausgebaut 1590, ist völlig repariert und renoviert 1815, Kirchenkommissarien waren die Herren K A Schlegel Amtmann G Christ. List, Pastor war I. CH. Holle, Schullehrer C.H. Bode, Altaristen Ch. P.H. Niemann und G. Hecke.“

Das jetzige Pfarrhaus wurde 1826 erbaut. Vorher stand an gleicher Stelle ein altes Haus, welches demselben Zweck diente. Auch besaß die Pfarr- gemeinde ein Pfarrwitwenhaus, das 1880 verkauft wurde.

Die Kirche in Benniehausen ist in den Jahren nach 1779 gebaut, denn über ihrem östlichen Portal befindet sich auf einer Steinplatte das von Uslarsche Wappen und darunter folgende Inschrift: „Zur Ehre Gottes und Erbauung christlicher Gemeinde Benniehausen. Im Namen sämtlicher Herren von Uslar auf Altengleichen und in Gegenwart des zeitlichen Geschlechtsältesten Carl August Wilhelm von Uslar, königlich großbritannischer und kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Generalmajor und Ritter des St. Josefs Orden ist zu dieser Kirche nach deren 20jährigem Verfall der neue Grundstein am 29sten Juli 1779 gelegt worden und von Gottfried August Bürger, zur Zeit Gerichtsamtman, als I.C.C. Zug Prediger, Jo.N. Lockemann Schulze und Jo.Hin. Lindert Kirchenvorsteher waren.“ Demnach hatte es vorher in Benniehausen schon eine Kirche gegeben.

Unsere Kirche in Wöllmarshausen ist in den Jahren 1752 bis 1756 gebaut worden. Auch hier wird es ein früheres Gotteshaus gegeben haben, welches aber wohl nicht nachzuweisen ist. Da unsere Altarleuchter aus dem 17. Jahrhundert stammen sollen, wird Vorstehendes angenommen.

Seit dem Jahre 1777 hängt im Kirchturm die älteste Glocke mit dem auf der Vorderseite eingegossenen von Uslarschen Wappen und der Inschrift: „Es ließen mich gießen die sämtlichen Herren von Uslar als Kirchenpatrone, C A W von Uslar, Obrist und Senior der Familie.“

Eine im Jahre 1816 angeschaffte zweite Glocke mußte im ersten Weltkriege zu einem unchristlichen Zwecke abgegeben werden, weil man aus ihr infolge Metallmangels Granaten goß; aber schon 1925 konnte sie infolge großzügiger Spenden unserer Gemeinde wieder durch eine neue ersetzt werden.

Die vor dem Altar in Stein eingelassene Taufschüssel und der Abendmahlskelch sind 1766 angeschafft worden; am letzteren steht diese Jahreszahl eingraviert mit dem Zusatz: HPT Johann Christian Zuug, Altarist Heine K.FST J.D. Ripping; J.H.O. Meyer.

Unser Gotteshaus hat seit 1843 eine Orgel, die im Laufe der Zeit immer wieder erneuert wurde und heute noch ihre Aufgabe erfüllt.

Im Kirchenschiff befanden sich früher ein Kronleuchter, der mit seiner Kerzenbeleuchtung und ab 1925, als Wöllmarshausen an das elektrische Stromnetz angeschlossen war, mit hellerem Licht die Teilnehmer an den abendlichen Gottesdiensten erfreute. Er wurde bei der letzten Renovierung der Kirche durch Wandleuchten ersetzt. Ältere Bürger kennen sicher noch den großen gußeisernen Ofen, der an der Südseite des Kirchenschiffes stand und mit seinem eisernen Rauchrohr, welches über das Dach hin-

ausragte, keine besondere Zierde unserer Kirche war. Er tat seit dem Jahre 1908 seinen Dienst und wurde mit Holz aus der Realgemeinde, später mit Kohlen beheizt. Auch er ist inzwischen durch eine elektrische Heizung ersetzt worden. In ihrer nunmehr 222-jährigen Geschichte ist die Kirche mehrfach renoviert und erneuert worden

Als nach dem zweiten Weltkriege infolge der Zuwanderung von Flüchtlingen und Evakuierten die Zahl der Katholiken in der Gemeinde sich erheblich vermehrte, wurde ihnen die Kirche für ihre Gottesdienste zur Verfügung gestellt, bis sie anderwärts einen geeigneten Raum fanden.

Unter dem Kirchturm ist ein Erbbegräbnis der Familie von Uslar. An der Turmwand befindet sich da, wo eine im Jahre 1872 vermauerte Doppeltür den Eingang abschloß, ein Stein mit dem Allianzwappen des Burghard Hans Philipp von Uslar und seiner Gemahlin Johanne Marie, geb. von Blomefeld gen. Kerkering von der Borgk. Außer den Genannten sind hier noch einige Mitglieder aus der Melchiorschen Linie des Hauses von Uslar beige-setzt. Um dieses Erbbegräbnis erzählte man sich früher in Wöllmarshausen folgende angeblich wahre Begebenheit, die wir aus der Schulchronik entnehmen:

Im Herbst 1797 klopfte an die Wohnung des Küsters und Lehrers Nennung zu Wöllmarshausen zu später Stunde ein schwarz verummter Mann. Er bat dringend, das Erbbegräbnis im Kirchturm zu öffnen. Dort warf sich der Fremde neben dem Sarg der Eleonore von Uslar nieder, laut klagend und um Verzeihung bittend. Dann rannte er in die Nacht hinaus und verschwand. Kurze Zeit später sprengte sich der Kammerherr von Kospoth auf seinem Gute in Onlitz bei Schleitz mit einem Faß Pulver in die Luft. Eleonore war als vierzehnjährige Frau mit ihm vermählt gewesen. Die Ehe hatte sich aber als unglücklich erwiesen und war geschieden worden. Sie hatte bald darauf den Grafen Friedrich August Burghard von Hardenberg geheiratet. Im Herbst 1797 nahm sie an einem Maskenballe in Göttingen teil. In mitternächtlicher Stunde war ein schwarzer Domino an Eleonore herangetreten und hatte ihr eine Tasse Schokolade zum Trunk angeboten. Gleich darauf erkrankte die junge Frau schwer und wurde noch in derselben Nacht von einem toten Kind entbunden. Die erst zweiundzwanzig-jährige Eleonore starb noch Minuten danach und wurde im Erbbegräbnis der elterlichen Familie in Wöllmarshausen beige-setzt. Später sollen immer wieder Besucher erschienen sein, die das Grab der jungen Mutter und ihres Kindes sehen wollten. Um den Toten die Ruhe zu gönnen, hat man die Gruft zugemauert.

Vor der Schließung soll eine Frau aus Wöllmarshausen die Aufgabe gehabt haben, ab und zu die Särge vom Staub zu befreien, und die Gruft zu säubern, eine wahrlich nicht angenehme Aufgabe.

An einer Wand auf dem Chor unserer Kirche hängt die Gedächtnistafel der Luise Henriette von Trotha, Gemahlin des Oberhauptmanns Friedrich Ludwig Ernst von Uslar. Sie zeigt das Brustbild der Verstorbenen in Öl auf Leinwand gemalt, in geschnitztem, reich vergoldetem Holzrahmen, welcher auf einer größeren, gleichfalls mit Schnitzwerk versehenen Holztafel liegt. Den Rahmen hält mit der rechten Hand der Todesengel, während dessen Linke die Sense umfaßt. Zu beiden Seiten der Tafel sind trauernde Engel angebracht. Das Ganze wird gekrönt von dem Uslar- von Trothaschen Allianzwapen. Die Inschrift auf der Holztafel unter dem Bildnis lautet:

„Luise Henriette von Uslar, geb. von Trotha aus dem Hause Hecklingen, Erb- und Gerichtsfrau auf Alten-Gleichen, Waake, Sieboldshausen und Sennickerode. Geboren am 2. August 1720. Vermählt mit dem jetzigen Herrn Oberhauptmann Friedrich Ludwig Ernst von Uslar, Erbherrn auf Alten-Gleichen, Waake, Sieboldshausen, Sennickerode und Welmershausen 24. Octbr. 1745, gestorben in der Nacht vom 4. auf 5. Sept. 1757 Ihres Alters 37 Jahr 1 Monat 2 1/2 Tage. Zum seligen Andenken Seiner tugendhaften Frau einer wahren Christin und einer getreuen Mutter den 4. März 1759“

Unser jetziger Friedhof ist im Jahre 1868 angelegt worden. Vorher befand er sich an der Straße nach Sattenhausen, hinter dem Hof Hermann Vollmer. Infolge der dortigen starken Feuchtigkeit hat man einen höher gelegenen Ort gewählt. Schon 1916 mußte der Gottesacker vergrößert werden, indem man vom Landwirt Kerl 20,27 ar und vom Landwirt Kulle 37 qm zukaufte. Unsere Friedhofskapelle wurde 1971 gebaut. Früher verblieben die Verstorbenen bis zum Tage der Beerdigung in den Wohnungen der Angehörigen, was oft mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Dann bewegte sich am Tage der Bestattung der Trauerzug unter Glockengeläut durchs Dorf zum Friedhof.

Es sollte hier versucht werden, aus den wenigen Unterlagen die zur Verfügung standen, den geschichtlichen Ablauf unserer Pfarr- und Kirchengemeinde darzustellen. Wenn auch der innere Raum der Kirche immer wieder modernisiert und verbessert wurde, so hat sich doch an ihrem Gesamtbild und vor allem an ihrer Aufgabe nichts geändert. Wie in der Vergangenheit und in der Gegenwart, so wird sie auch hoffentlich in der fernsten Zukunft

das bleiben, was sie ist, das Wahrzeichen unseres Dorfes und ein Ort, der für alle Menschen offensteht, die darin beten wollen.

36. Unsere ehemalige Volksschule

Es ist gar nicht so lange her, daß die Kinder des Ortes zumindest die ersten Jahre ihrer Schulzeit in der einklassigen Volksschule unseres Dorfes verbrachten. In einigen Jahrzehnten werden nur noch Großeltern über sie zu berichten wissen.

Als erst Anfänge dieser Schulen sind hier wohl, wie überall auf dem Lande, die von Dr. Martin Luther eingeführten Kinderlehren zu betrachten. In der Zeit nach der Reformation Anfang des 16. Jahrhunderts war dieser Unterricht der einzige, den die Dorfkinder empfangen. Wer Lesen und Schreiben lernen wollte, konnte dies nur in der Stadt tun. Doch mehr und mehr wünschte man sich auch auf dem Lande einen gründlicheren Unterricht der Jugend. So wurden diese Kinderlehren, die bisher nur am Sonntag stattgefunden hatten, nach und nach auf alle Tage der Woche ausgedehnt. Nun wurden neben dem Kirchengesang auch das Lesen und Schreiben geübt. Anfangs war der Unterricht von den Pfarrern abgehalten worden, später übte der Küster diese Tätigkeit aus, der schon früher den Pastor bei der Kinderlehre vertreten hatte. Auf diese Weise entwickelte sich auch in unserem Dorf die protestantische Volksschule mit dem Küster als Dorfschulmeister. Hiermit ist erklärt, warum über Jahrhunderte hinweg eine enge Verbindung zwischen Kirche und Schule bestand und weshalb die kirchlichen Organe wie Superintendenten und Pastöre die Aufsicht über unsere Schulen führten. Dieses Verhältnis wurde erst am 1. Juli 1924 durch ein Gesetz zur Trennung von Kirche und Schule geändert.

Der Unterricht, der sich anfangs wohl auf 2 bis 3 Stunden täglich beschränkte, fand zuerst wahrscheinlich in der Kirche statt. Dann wurde im Jahre 1744 das Schulhaus, am Ausgang des Dorfes nach Rittmarshausen, gebaut. Nun wurde in dem jetzigen Wohnzimmer unterrichtet, die kleine Kammer daneben war die Wohnstube des Lehrers. Vermutlich ist der Unterricht in mehreren Gruppen erteilt worden, denn das kleine Schulzimmer konnte die gesamte Schülerzahl des Dorfes auf einmal nicht fassen. Immerhin dauerte dieser Zustand fast einhundert Jahre. Dann wurde im Jahre 1842 ein neues Klassenzimmer an das Wohnhaus des Lehrers gebaut, später erfolgte der Bau eines Backhauses und eines Holzstalles. 1877 kaufte die Schulgemeinde das sogenannte Hirtenhaus, welches direkt neben der Schule steht, von der Realgemeinde für 900 Mark und baute es zu einer Scheune um. Der Lehrer brauchte Platz für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse, denn er, der zugleich Küster war, bewirtschaftete das Schul- und

Kirchenland selbst und betrieb auch Kleinviehhaltung. Das war wohl notwendig, denn die Einnahme der Lehrerstelle betrug 1857 nur 104,5 Taler jährlich, wurde später auf 150 Taler erhöht und das Schulgeld, das die Eltern an den Lehrer zahlen mußten, wurde auf einen Taler pro Kind festgesetzt.

Als im Jahre 1850 die Landstraße von Göttingen nach Duderstadt gebaut worden war, wurde die große Sandsteinmauer am Schulgarten errichtet. Die niedrige, die sich dorfeinwärts anschließt, ist erst 1877 angelegt worden.

Im Jahre 1876 bekam der Lehrer 300 Taler Gehalt. Bücher und Lehrmittel waren nur spärlich vorhanden. Außer Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Fibel gab es kaum noch etwas. Später kamen drei Landkarten und ein Lesebuch hinzu. 1875 erhielt die Schule den Spiel- und Turnplatz südlich der Schule, neben dem Frauenholz gelegen.

Das Schulzimmer wurde im Jahre 1910 vergrößert und umgebaut. Der Eingang, der früher von der Südseite hineinführte, wurde an die Nordseite verlegt und ein Vorplatz für die Kleiderablage geschaffen.

Im Klassenzimmer standen ab 1910 vierzehn viersitzige und vier dreisitzige Bänke, eine Stehtafel, eine Wandtafel, ein Tisch und ein Stuhl für den Lehrer, ein Kartenhalter, ein Halter für Zeichnungen, ein Schrank mit Büchern und ein Schrank mit Karten. Die alten, unbequemen Bänke mit den Klappsitzen, an die sich mancher alte Wöllmarshäuser noch erinnern kann, wurden 1901 angeschafft, taten über fünfzig Jahre ihren Dienst und wurden 1955 durch moderne Tische und Stühle ersetzt.

Erwähnenswert ist auch die schwankende Zahl der Schulkinder. Waren es 1851 noch 79, so sanken sie 1878 auf 57. Grund dafür war einmal der Fortzug vieler jüdischer Familien, die nach der Eingliederung des Hannoverlandes in das Königreich Preußen, also nach 1866, ihren Wohnsitz frei wählen konnten und eine große Dyphteritis-Epidemie, die im Jahre 1869 dreiundzwanzig Kinder im Alter von eins bis sieben Jahren dahinraffte. Trotzdem war die Schülerzahl 1885 wieder auf 66 angewachsen.

Heute berührte es den Leser wohl seltsam, wenn 1860 der Lehrer die Anschaffung von fünfundvierzig Reiserbesen und fünf Besenstielen bei der Gemeinde beantragt, wenn der Gemeinderat beschließt, daß die Schulmädchen das Klassenzimmer auszukehren haben, was allerdings 1891 wieder abgeschafft wurde, wenn im gleichen Jahre durch Erlaß des Kultusministers Spucknäpfe für die Schulkinder angeschafft werden mußten. Es war eben eine andere Zeit.

Ab 1800 waren Lehrer in Wöllmarshausen: Neuring, Lutze, Schreiber, Temme

Von 1834 bis 1862	Vollmer
Von 1862 bis 1905	Schneemann
Von 1905 bis 1946	Knoche
Von 1946 bis 1977	Rohmann
Von 1946 bis 1947	Manzel 2. Lehrer
Von 1947 bis 1957	Frl. Kirschbaum

Der Handarbeitsunterricht, der Ende des 19. Jahrhunderts von der Ehefrau des Lehrers Schneemann gegeben wurde, erteilte ab 1. Juli 1900 die Ehefrau des Malermeisters Käßman. Ab 1. Oktober 1935 hatte Frau Emma Hoffmeister dieses Amt inne, die es am 1. Juni 1946 an Frau Politz abgab. Seit Ostern 1951 war Fräulein Tusch vom DRK Kinderheim angestellt und seit Herbst 1951 die Berufsschullehrerin Fräulein Köhler aus Rittmarshausen. Am 24.02.52 übernahm Frau Luise Rohmann, die Ehefrau des Lehrers, diese Tätigkeit und am 01.01.1958 Frau Ilse Koch, die sie bis zur Auflösung der Schule inne hatte.

Die Aufzeichnungen über unsere Schule wäre nicht vollständig, würde nicht etwas über die Schulzucht gesagt, auf die in alter Zeit streng geachtet und besonders bei Herrn Lehrer Knoche gewissenhaft durchgeführt wurde. Wie diese aufrechterhalten wurde, darüber wird uns folgendes berichtet: Die Ausübung der Schulzucht, die sich nicht in Mißhandlungen auswirken darf, die der Gesundheit des Kindes schädlich sein dürfte, steht nicht nur den Lehrern, sondern auch den Schulinspektoren zu. Eine stramme Schulzucht ist für einen fruchtbringenden Unterricht unbedingt erforderlich. Ohne Strafmittel geht es im Schulleben nicht ab. Solche Strafen sind: 1. Ein strafender Blick des Lehrers, 2. Ein tadelndes Wort des Lehrers, 3. Aufstehen oder aus der Bank treten lassen, 4. An der Tür stehen lassen, 5. Heruntersetzen oder schlechtes Zeugnis, 6. Nachsitzen, 7. Körperliche Züchtigung.

Zum Glück gehören diese Mittel heute nicht mehr zu einer förderlichen Pädagogik, denn sie haben manchem Schüler der damaligen Zeit eine Angst eingeflößt, unter der er während seiner gesamten Schulzeit und noch lange in seinem späteren Leben zu leiden hatte. Abgesehen von den genannten Strafmaßnahmen gehören jedoch die Schulerlebnisse zu den schönsten Erinnerungen fast aller Menschen.

Infolge des Zuzugs vieler Vertriebener, Flüchtlinge und Evakuierter in und nach dem zweiten Weltkriege stieg die Schülerzahl in der Volksschu-

le Wöllmarshausen erheblich an; am 1. Mai 1946 waren es 86 und am 01. 11. 1950 sogar 116 Kinder. Diese konnten unmöglich von einem Lehrer allein unterrichtet werden, deshalb wurde ab 1946 noch ein zweiter Lehrer, Herr Manzel, eingestellt, der 1947 von der Lehrerin, Fräulein Kirschbaum, abgelöst wurde.

Auch der Schulraum war viel zu klein. Daher wurde zunächst ein früher vom Klassenzimmer abgetrennter Raum durch Beseitigung der Bretterwand wieder angegliedert. Als das immer noch nicht genügte, vereinbarte die Gemeinde mit dem DRK Kinderheim, daß der als Nähstube eingerichtete ehemalige Hühnerstall des Heims als zweites Klassenzimmer zur Verfügung gestellt wurde. Schon 1946 hatte der Gemeinderat den Ausbau eines zweiten Klassenzimmers in der Schulscheune, dem ehemaligen Hirtenhause, beschlossen. Infolge der lang andauernden Planung und der 1948 eintretenden Währungsreform konnten die Arbeiten erst 1952 durchgeführt werden. Dann, als die Schülerzahl infolge des Fortzugs vieler Familien aus Wöllmarshausen wieder abnahm, 1965 waren es nur noch 35 Kinder, wurden 1965/66 im alten Klassenzimmer Toilettenräume und ein Dienstzimmer für den Lehrer geschaffen. 1961 wurden wetterfeste Sportgeräte beschafft und aufgestellt.

Wie überall, so mußte auch unsere einklassige Volksschule infolge der Neuordnung des Schulwesens am 1. August 1977 geschlossen werden. Das Schulgebäude wurde verkauft. Von nun an gehen die Kinder des Dorfes an die Mittelpunktschule nach Kerstlingerode, zur Gesamtschule nach Geismar oder zu höheren Schulen nach Göttingen.

Die schönen Erinnerungen mancher Wöllmarshäuser an ihre kleine Volksschule werden bleiben, bis Menschen mit anderen Schulerlebnissen an ihre Stelle treten.

37. Mühlen in Wöllmarshausen

„In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“, „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“, und noch aus vielen Kinder- und Volksliedern spricht die Romantik der alten, oft einsam gelegenen Mühlen.

Der ruhige, stetige Lauf des großen, oft bemoosten Mühlenrades übte immer wieder seinen Zauber auf den Beschauer aus. Auch dieser Anblick hört heute schon lange der Vergangenheit an, weil es Mühlenräder nur noch in Museen gibt.

Es ist erstaunlich, daß die Wasserkraft der Garte auf ihrem verhältnismäßig kurzen Lauf etwa fünfzehn Mühlen in Bewegung setzen konnte und daß sie in diesem kleinen Raum alle ihre Arbeit hatten. Es waren allerdings einige ganz kleine Betriebe dabei, die man im Volksmunde „Klapperstöcke“ nannte, zu denen in ganz alten Zeiten die Esel Säcke voller Getreide schleppten.

Bis zum ersten Weltkriege gab es im oberen Gartetal nicht eine einzige Bäckerei. Fast jedes Haus hatte seinen eigenen Backofen und der Frau des Hauses fiel die schwere Arbeit des Brotbackens zu. Das Mehl dazu wurde nicht, wie heute, beim Kaufmann gekauft, sondern in der Mühle gegen Roggen umgetauscht. Mahlgeld wurde meistens beim Umtausch nicht bezahlt, dafür behielt der Müller einige Kilo Mehl oder Kleie ein. Dieses Verfahren nannte man „köppen“.

In Wöllmarshausen gab es seit Jahrhunderten zwei Mühlen, die Ober- und die Untermühle. Schon in der Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen vom Jahre 1689 werden in unserem Ort zwei „Geringe Bachmüller“ genannt, der eine hieß Otto Rocke, der andere Stoffel Rocke. Vermutlich waren es Brüder, vielleicht aber auch Vettern. Beide bewirtschafteten noch Ackerland, Otto 38 Morgen und Stoffel 34 Morgen. Wer von beiden der Ober- oder Untermüller war, konnte nicht festgestellt werden, da man damals noch keine Hausnummern kannte.

Die Obermühle war seit Generationen im Besitz der Familie Heise. Noch in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts fuhr der Müller mit seinen Brüdern oder Gehilfen und mit schweren eisenbereiften Ackernwagen nach Weißenborn und Beienrode, holten von der Kundschaft Getreide ab oder brachten Mehl zurück.

Die Wagen wurden gezogen von schweren, wohlbeleibten belgischen Ackerpferden, der ganze Stolz des Besitzers. In den genannten Orten wa-

ren ganz früher auch Mühlen vorhanden gewesen, diese hatten aber schon lange ihre Pforten geschlossen.

Die Wasserkraft der Garte wurde in der Obermühle noch zum Antrieb einer fest eingebauten Dreschmaschine benutzt. Durch ein langes Drahtseil, das quer über den ganzen Mühlenhof verlief, wurde sie in Bewegung gesetzt. In der Erntezeit fuhren die Getreidewagen vom Felde gleich zur Mühle, bildeten in der Mühlengasse oft eine Schlange und warteten, bis sie an die Reihe kamen.

Auch eine Kreissäge war vorhanden, die mit Wasserkraft getrieben und auf der Brennholz geschnitten wurde. Die Holzfuhreute, aus dem Walde kommend, ließen auf dem Heimwege ihre Holzscheite gleich zersägen. Noch in der Zeit nach dem zweiten Weltkriege war die Gasse oft verstopft von Brennholzwagen, und das Kreischen der Säge verstummte den ganzen Tag nicht. Eichen- und Buchenholz war fast ausschließlich die Energiequelle für die Stubenöfen und Küchenherde im Gartetal.

Am Westrande des Dorfes, am Mühlenberge, befand sich die zweite, die Untermühle. Auch sie war alter Familienbesitz der Familie Just, vormals Keim. Das Mahlgut dieser Mühle wurde zuerst mit Pferdewagen, später mit der Zugmaschine und dem Gummiwagen, zuletzt mit einem Lastwagen von Kunden aus Bischhausen, Gelliehausen, Benniehausen und Sattenhausen geholt, sowie Mehl und Kleie zurückgebracht. Auch hier trieb die Wasserkraft des Gartebaches eine stationäre Dreschmaschine und eine Kreissäge.

In beiden Mühlen wurden bald nach dem ersten Weltkriege die romantischen Wasserräder durch Turbinen ersetzt. „Wo's Mühlenrad am Bach sich drehte“, stand fortan ein Betonklotz, in dem das Wasser für den Antrieb gespeichert wurde.

Dann kam eine Zeit, in der nicht mehr dem Müller, wie das Volk behauptete, das Geld im Mühlengraben zugeflossen kam. Die Wasserkraft wurde durch elektrischen Strom ersetzt.

So machte der Fortschritt auch hier nicht halt, bis er die Mühlen ganz vernichtete. Mit wachsendem Wohlstand und zunehmender Rationalisierung im Haushalt hatte die Mutter aufgehört, das tägliche Brot selbst zu backen. Die Bäcker, die nun auch im Gartetal nach und nach ihre Geschäfte eröffnet hatten, kamen vor die Haustür gefahren und brachten Brot, Brötchen und Kuchen.

In der hiesigen Landwirtschaft wurde immer weniger Roggen angebaut, so daß das Umtauschgeschäft der Mühlen (Roggen gegen Mehl) aufhör-

te. Da war das Ende der kleinen und mittleren Betriebe gekommen. Unsere beiden, so reizvoll am Waldrand gelegenen Bachmühlen stellten im Jahre 1972 ihre Arbeit ein. Doch den Müllern und ihren Familien geht es deshalb nicht schlechter. In der Landwirtschaft und in der Stadt Göttingen verdienen sie ihren Lebensunterhalt und trauern deshalb nicht vergangenen Zeiten nach, denn der Müllerberuf war schwer und anstrengend.

Unser Dorf hat zwei Sehenswürdigkeiten verloren, denn es war interessant, den Weg des grauen oder gelben Getreides durch die Mühle bis zum schneeweißen Mehl zu verfolgen, und die alten, sich Tag und Nacht drehenden Mühlräder gaben dem Ort ein besonderes Gepräge.

38. Unsere Feuerwehr

Wie alle Ortschaften ringsum, so besitzt auch Wöllmarshausen eine gut ausgerüstete und ausgebildete Feuerwehr. Die Gemeinden, die für den Schutz ihrer Bürger bei Feuer- und Wassergefahr verantwortlich sind, haben in den letzten Jahrzehnten viel Geld aufgewendet, um den technischen Stand ihrer Feuerwehren immer wieder zu verbessern. Der Dienst an diesen modernen Geräten gibt jungen Leuten besonderen Anreiz, sich freiwillig und ohne Bezahlung zur Verfügung zu stellen. So opfern sie viele Stunden ihrer Freizeit, um den Ernstfall zu proben, zu helfen, die Gefahr eines Brandes zu verhindern oder, wenn nicht anders, so gering wie möglich zu halten. Das war nicht immer so.

Seitdem die Menschen das Feuer kannten, empfanden sie es als Wohltat, wenn sie es im eigenen Herd hielten und sich daran wärmten, ihre Nahrung damit zubereiteten, ihre Waffen und Geräte darauf schmiedeten. Das Feuer war das Leben spendende Element, das bald auf den Altären brannte und wie eine Gottheit verehrt wurde. Zwar verehren wir heute nicht mehr das Feuer, aber wir brauchen es täglich. Friedrich von Schiller schrieb in seinem Lied von der Glocke:

Wohltätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelsmacht.

Auch die Kehrseite dieses Elements hat er nicht vergessen, wenn er weiter berichtet:

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fesseln sich entrafft,
einher tritt auf die eigne Spur
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand
durch die volkbelebten Gassen
wälzt der ungeheure Brand !

Als der Dichter diese Zeilen schrieb, hatten die Menschen diesem „furchtbaren Brand“ nicht viel entgegenzusetzen. Mehr als halbe Städte

sind damals im Raub der Flammen umgekommen. Es gab zwar hier und da schon Feuerspritzen, Feuereimer, Feuerleitern und Feuerhaken, es gab auch Verordnungen der Gemeinden über das Verhalten der Bürger bei Feuergefahr, doch das war alles wenig, wenn, um mit den Worten des Dichters zu sprechen, „sie der Fesseln sich enttrafte. Dann trat sie auf die eigne Spur, die freie Tochter der Natur“.

Natürlich wußten die Menschen, daß man mit dem einen Element das andere bekämpfen konnte, daß man mit Wasser Feuer löschen kann, doch die Mittel dazu waren spärlich und im Verhältnis zu heute viel zu langsam. Auch war es so, daß, wenn man ein großes Brandunglück erlebt hatte, bereit war, für den Feuerschutz mehr zu tun, war aber eine Zeit vergangen, dann ebte diese Bereitschaft wieder ab. Ein anderer Grund, warum es vor einigen hundert Jahren zu verheerenden Auswirkungen bei Brandschäden kam, war wohl, daß die Häuser in Dörfern und Städten fast ausschließlich aus Holz erbaut, mit Stroh und Schilf bedeckt waren und dicht aneinander standen. So war es dann harte Wahrheit, was Schiller weiter schrieb:

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergehn.

Dann ließ sich der Geschädigte von seinem Bürgermeister den „Brandbrief“ ausstellen, in dem ihm sein Unglück amtlich bestätigt wurde, griff zum Wanderstab, bettelte bei Mitmenschen das Nötigste zusammen, bis er wieder eine Grundlage fand oder ein armer Mann blieb. Dazu kam noch der Aberglaube mancher, sogar höher stehender Kreise: Das Brandunglück sei eine Strafe Gottes, man müsse es über sich ergehen lassen und könne daran nichts ändern. Gegen diese Einstellung kämpften allerdings modern eingestellte Männer wie der Abt Ebel vom Kloster Loccum, der sich für eine bessere Hilfe für die Brandgeschädigten einsetzte und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Mitgründer der ersten Feuerunterstützungskasse in Niedersachsen wurde.

Schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhundert gab es in Deutschland die ersten freiwilligen Feuerwehren. Sie bildeten sich aus den Turnvereinen, die damals überall entstanden waren. Man brauchte eben zur Bekämpfung der Feuer- und Hochwassergefahren starke, gewandte und junge Männer.

Wöllmarshausen aber hatte bis vor noch nicht langer Zeit nur eine Pflichtfeuerwehr. Alle Männer zwischen dem achtzehnten und sechzigsten Lebensjahr waren verpflichtet, sich bei Schadenfeuer und Hochwasser im Ort und in den Nachbargemeinden an den Rettungsarbeiten zu beteiligen. Alten Unterlagen zufolge gab es im Jahre 1841 schon eine Feuerspritze im Ort. Wann diese angeschafft wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Es war eine Handdruckspritze, die dicht an den Schadensort gefahren und mit Wasser aus Ledereimern, die durch eine Kette von Menschen Hand zu Hand gereicht wurden, gespeist werden mußte. Die Ledereimer wurden durch die Gemeinde von dem Geld gekauft, das eine Person bezahlen mußte, wenn sie sich im Dorfe ankaufte oder einheiratete.

Die Pferdebesitzer waren verpflichtet, die Spritze mit mindesten zwei, oft auch mit vier Pferden zu benachbarten Orten zu fahren, wenn dort ein Brand ausgebrochen war. Für Fahren nach Rittmarshausen, Kerstlingeroede, Gelliehausen, Benniehausen, Niedeck und Sattenhausen erhielten sie acht Groschen, nach Beienrode 12 Groschen, nach Bremke, Bischhausen, Wittmarshof, Groß- und Klein-Lengden sowie Falkenhagen, 16 Groschen pro Pferd aus der „Spritzenkasse“ vergütet.

Am sechsten Mai 1862 hat die Gemeinde ein „Reglement betreffend dem Dienst und der Hilfeleistung bei Feuergefahr in Wöllmarshausen und den benachbarten Orten“ erlassen. Danach sind die beiden bisherigen Spritzenmeister (jetzt Ortsbrandmeister) Heinrich Engelhardt und Heinrich Kulle, weil sie über sechzig Jahre alt waren, von den beiden Vorstehern Friedrich Germershausen und Heinrich Steinhoff abgelöst worden.

Da es noch kein Telefon gab, wurden junge Leute, die dem jeweiligen Nachbarort am nächsten wohnten, zu Feuerläufern ernannt.

Nach Rittmarshausen	Wilhelm Schmidt
Nach Gelliehausen	Heinrich Steinwachs
Nach Benniehausen	Karl Schneemann
Nach Sattenhausen	Karl Stietenroth,

falls dieser als Militär im aktiven Dienst steht, dann Sein Nachbar, Fr. Teipel.

Diese mußten unversäumt und ohne von der Gemeinde dazu aufgefordert zu sein, die Nachricht vom ausgebrochenen Feuer in den Nachbarort bringen und um Hilfe bitten.

Der nächste Absatz des Reglements bestimmte die Retter. Es waren:

Ackermann	Wilhelm Heise
Tischler	Ludwig Kloppmann
Ackermann	Friedrich Grube
Schmied	August Engelhardt
Ackermann	August Eggert
Ackermann	August Stietenroth

Diese sechs Personen blieben im Dorfe als Wache, falls die Feuerwehr in einem der benachbarten Orte zur Hilfe eilen mußte. War aber im Dorfe selbst Feuer, so mußten sie mit den nächsten Angehörigen desjenigen, bei dem das Feuer ausgebrochen war, retten und austragen.

Dann wurden noch siebenundvierzig Männer zur Bedienung der Spritze und zum Wasserschöpfen bestimmt, die namentlich aufgeführt sind, hier aber nicht alle genannt werden können.

Die Feuerwehr wurde durch „Sturmläuten“, eine längere Zeit schnell hintereinanderes Anschlagen des Klöppels der Kirchenglocke an eine Seite derselben, alarmiert. Dann hatte sich die Bedienungsmannschaft im Laufschrift zum Spritzenhaus zu begeben, die Spritze zur Brandstelle zu bringen, bei größerer Entfernung im Pferdezug, Wasser zu schöpfen, zu pumpen und zu spritzen.

Ein- bis zweimal im Jahr war die im Volksmunde sogenannte „Spritze“ auf das genannte Alarmzeichen versammelt. Alle Feuerwehrleute vor dem Spritzenhaus und traten in Zweierreihe an. Vom Bürgermeister wurden alle aufgerufen. Die Fehlenden mußten später den Grund ihrer Abwesenheit nachweisen oder, wenn sie das nicht konnten, eine Geldstrafe bezahlen. Es war alles gut organisiert, wie es auch heute, bei einer jederzeit einsatzbereiten Wehr, nicht anders sein kann. Dann wurde die Feuerspritze an die Garte gefahren und eine Probe durchgeführt. Das war im Dorf immer ein Ereignis, besonders für die Kinder, die in Gruppen herumstanden, dem Geschehen zuschauten und manchmal auch von dem Schlauchführer mit einem kräftigen Wasserstrahl bespritzt wurden. Anschließend wurden die nassen Wasserschläuche an einem Gartenzaun zum Trocknen gehängt, wo sie tagelang verblieben, die Spritze wieder in ihr Haus gefahren und in einer Gastwirtschaft des Ortes ein Faß Bier geleert, welches die Gemeindegasse für das tapfere Verhalten der Feuerwehrmänner gestiftet hatte.

Im Jahre 1868 wurde eine neue Feuerspritze ausprobiert, welche die Gemeinde im Jahre 1875 kaufte und in den Dienst stellte. Vermutlich ist dann noch einmal Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eine neue

Handdruck- und Saugspritze angeschafft worden. Näheres darüber konnte nicht festgestellt werden.

Einige größere Brände hatte die Feuerwehr zu bekämpfen, so 1886, als der Eggertsche, jetzt Kerlsche Bauernhof, durch Blitzschlag bis auf die Grundmauern abbrannte und 1910, als die Scheune von Hermann Kiepe, jetzt Heinrich Müller, durch Feuer zerstört wurde. Auch in Rittmarshausen gab es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einen großen Brand, als die meisten Gebäude des Bauern Heinrich Eggert und der Gastwirtschaft Fiedler in den Flammen untergingen und die Wöllmarshäuser Feuerwehr Hilfe leistete.

Um das Jahr 1937 gründete man in Wöllmarshausen die freiwillige Feuerwehr, die anfangs einunddreißig Mitglieder zählte. Dies war keine Erfindung des sogenannten „Dritten Reiches“, denn in den Städten, besonders in Süddeutschland, bestanden freiwillige Wehren schon seit fast einhundert Jahren. Der Gedanke, daß es nicht erst eines Zwanges bedarf, seinen Mitmenschen in Not und Gefahr zu helfen, sondern, daß dies auf freiwilliger Grundlage geschieht, setzte sich nun auch hier immer mehr durch. Die Gemeinde blieb zwar weiterhin verantwortlich für die Ausrüstung, die Ausbildung der Mannschaft geschah nun von der Feuerwehr selbst, die sich auch überörtlich neu organisierte. Es entstanden Kreis- und Landesfeuerwehrverbände.

Noch lange Jahre mußte die alte Handdruckspritze ihren Dienst tun, denn die Gemeinde hatte kein Geld für die Modernisierung der Ausrüstung. Erst einige Jahre nach dem zweiten Weltkriege konnte eine Zweitakt-Motorspritze angeschafft werden. Sie wurde von einem DKW-Motor angetrieben. Diese wiederum wurde 1958 durch eine Bacher-Viertakt-Motorspritze mit VW-Motor ersetzt. Neuerdings besitzt unsere Wehr auch ein Transportfahrzeug, so daß damit die Einsatzbereitschaft erheblich verstärkt wurde. Vierhundert Meter B- und dreihundertfünfzig Meter C-Schläuche sind vorhanden. Alle Geräte sind jetzt im neuen Spritzenhaus am Mühlenberg untergebracht, wo sie sachgemäß aufbewahrt und gewartet werden. Dieses Haus ist in den Jahren 1976/77 erbaut, ein erheblicher Teil durch Eigenleistung der Feuerwehrmänner.

Da durch die Einstellung der Motorspritze die Menschenkraft durch die Kraft des Motors ersetzt wurde, sind von den jetzigen siebenundsiebzig Mitgliedern der freiwilligen Feuerwehr nur etwa zwanzig aktiv. Letztere werden in Lehrgängen und bei Übungen immer wieder für ihre Aufgaben geschult.

Auch eine Jugendfeuerwehr ist im Jahre 1974 gegründet worden, die heute zwanzig Mitglieder zählt und in die Jugendliche im Alter von zwölf bis sechzehn Jahre eintreten können.

Zum Vergleich des Ausbildungsstandes finden in der Gemeinde Gleichen und im Kreis Göttingen jährlich Feuerwehrfeste statt. Wöllmarshausen hatte je ein Fest in den Jahren 1964 und 1974 auszurichten.

Dies ist die Geschichte der Wöllmarshäuser Feuerwehr, wie sie sich aus den kleinsten Anfängen zu einer zeitgemäßen Wehr entwickelte. Einige Male im und nach dem zweiten Weltkriege ist sie für den Ernstfall alarmiert worden, jedesmal konnte sie größere Schäden verhindern. Es ist zu hoffen, daß sich auch in den kommenden Generationen Menschen finden werden, die sich freiwillig einsetzen zur Rettung ihrer Mitmenschen und deren Eigentum vor Feuer- und Wassernot, wenn es heißt:

„WASSER MARSCH!“

Bei Neuauflage dieses Buches ist die Freiwillige Feuerwehr Wöllmarshausen mit der notwendigen modernen Technik ausgestattet um schnell Hilfe bei Brand, Unfällen und negativen Naturereignissen zu leisten. Das trifft auch für die Wehren der umliegenden Dörfer zu.

39. Vereine

Kriegerverein

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Wöllmarshausen keine Vereine. Die viele Handarbeit der damaligen Landwirtschaft, mit der die meisten Menschen in unserem Dorf beschäftigt waren, bot nur spärliche Freizeit. Auch die wenigen außerhalb der Landwirtschaft Tätigen mußten nach einem Zehnstundentag abends noch ihr Vieh versorgen und fanden auch kaum Zeit für sich selbst.

Das ist wohl der Grund dafür, warum sich ein Vereinsleben auf dem Lande, anders als in den Städten, erst später entwickelte. Dann aber schlossen sich ehemalige Soldaten aus Wöllmarshausen, die ihre Wehrpflicht abgeschlossen hatten, zusammen und gründeten im Jahre 1907 den Kriegerverein. Er bestand bis zum zweiten Weltkriege. Man trug als Zeichen der Zusammengehörigkeit die blaue Schirmmütze des Kyffhäuserbundes und kaufte auch eine Fahne. Nach dem zweiten Kriege unterblieb eine Neugründung.

Radfahrerverein

Auch im Jahre 1907 gründeten junge Männer den Radfahrerverein. Zu dieser Zeit eroberte das Fahrrad die Landstraße und wurde, wie heute das Auto, zum unentbehrlichen Verkehrsmittel. Junge Leute waren damals genau so stolz auf ihr Fahrrad, wie sie es heute auf ihr Moped oder Auto sind. Im Jahre 1908 veranstaltete dieser Verein ein Gründungsfest, bei dem fünf- undzwanzig Mädchen aus dem Dorf in langen, weißen Kleidern mit weiß-blauen Schärpen als Ehrendamen auftraten. Der Verein führte im Sommer Ausfahrten und auch jedes Jahr ein Straßenrennen durch. Er bestand noch lange nach dem ersten Weltkriege, bis er dann seinen Anreiz verlor, weil das Fahrrad von der Motorisierung überholt wurde.

Kegelklub

Nach dem ersten Weltkriege entstand der Kegelklub „Gut Holz“, der seitdem auf der Kegelbahn der Gastwirtschaft Stietenroth seine Kegela-bende abhält und auch heute noch besteht. Durch Preis- und Vergleichske-geln wurde das Können immer wieder unter Beweis gestellt und das Ver-einsleben lebhaft gestaltet. Daß auch Damen Freude an diesem schönen

Sport finden können, beweist die Gründung des Damenkegelklubs nach dem zweiten Weltkriege.

Gesangverein

Freunde des Gesangs schlossen sich um das Jahr 1925 zum Gesangverein „Liederkrantz“ zusammen. Die Übungsabende wurden abwechselnd in der Gastwirtschaft Stietenroth und Meister abgehalten. Am 1. und 2. Juni 1930 feierte der Verein seine Fahnenweihe und verband damit ein Sängersfest, bei dem fünfzehn auswärtige Vereine anwesend waren. Nach einem Umzug durch das Dorf wurde im Zelt und auf der Festwiese gesungen und getanzt.

Nach dem zweiten Weltkriege ruhte die aktive Tätigkeit des Vereins. Einige Jahre danach wurden die Abende im Gesangverein wieder fortgeführt und der Verein wuchs auf eine Stärke von sechsundvierzig Mitgliedern an. Wenn die Sangesbrüder ihren Vereinskameraden zu Hochzeiten, Geburtstagen oder anderen Anlässen ein „Ständchen“ brachten, dabei mit Lampions durch die Straßen marschierten und ihre Lieder sangen, war das jedesmal ein Ereignis für das ganze Dorf.

Dann aber ließ die Begeisterung am Gesang mehr und mehr nach, so daß die Übungsstunden vor einigen Jahren eingestellt werden mußten. Ob der Verein jemals wieder aktiv wird, kann wohl nur die Zukunft entscheiden.

Schützenverein

Der 3. Juni 1950 war der Gründungstag des Wöllmarshäuser Schützenvereins. Ihm traten sofort 83 Mitglieder bei.

Geschossen wurde mit Kleinkalibergewehren zunächst auf dem alten Schießstand am Mühlenberge, unten im Dorf beim Fladung'schen Wohnhaus und im Winter mit Luftgewehren im Saale der Gastwirtschaft Stietenroth. Zur Sicherung der Scheibenbedienung legte man 1953 auf dem Schießstande einen massiven Erdbunker an. Der Stand wurde 1962 weiter ausgebaut. Eine Baracke, ein ehemaliges Bienenhaus, wurde zum Schutz der Schützen gegen Witterungseinflüsse aufgestellt.

Mit den Junggesellen des Dorfes kaufte der Verein 1973 eine Fahne zum Preise von 1 500 DM, welche im Festzelt in der Spicke anlässlich des Schützenfestes eingeweiht wurde. Eine Spendensammlung hierfür ergab einen Betrag von 1 200 DM. Da der alte Schießstand nicht mehr den Sicherheitsbestimmungen entsprach, begann man 1975 mit dem Bau einer neuen Schießanlage am Mühlenberge hinter dem Steinwachs'schen Grundstück. Im nächsten Jahr war der Rohbau erstellt und schon 1977 konnte auf drei nebeneinander liegenden Fünzigmeterständen mit Kleinkalibergewehren geschossen werden. Die Schußbahn wurde in Rohre verlegt, die eine vollkommene Sicherheit bieten. Die Gesamtkosten der Anlage betragen 92 943,47 DM, wozu 6 000 DM für die Einrichtung der Küche mit Geschirr und Gläsern für sechzig Personen kamen. An der Finanzierung beteiligte sich der Landkreis Göttingen mit 24 000 DM, die Gemeinde Gleichen mit 7 000 DM, die Mitglieder mit Spenden von insgesamt 12 000 DM und mit 3 153 freiwillig geleisteten Arbeitsstunden. 1978 wurde das Schützenhaus von außen verkleinert und neue Stühle angeschafft. Die Realgemeinde schenkte dem Verein das Grundstück. So wurde in Gemeinschaftsarbeit ein Werk geschaffen, auf das die Mitglieder stolz sein können.

Am 23.07.1976 wurde eine Damenabteilung gegründet, der sechzehn Frauen und Mädchen aus dem Ort angehören. Die Eintragung in das Vereinsregister beim Amtsgericht erfolgte 1979 unter der Bezeichnung: „Schützenverein von 1950 Wöllmarshausen e.V.“ Der Verein hat 72 Mitglieder. Das „Schützenkleinod“, die Kette, die in jedem Jahr dem Schützenkönig verliehen wird, wurde seit 1898 im Göttinger Altertumsmuseum verwahrt. Es wurde auf Antrag im Jahre 1976 dem Verein zurückgegeben.

Tischtennisverein

In den Jahren nach dem zweiten Weltkriege trafen sich junge Leute im Saal der Gastwirtschaft Stietenroth regelmäßig zum Tischtennispiel. Zuerst spielte man auf zusammengestellten Tischen, dann zimmerte man sich aus alten Fußbodenbrettern Platten zusammen, weil solche damals nicht zu kaufen waren und auch das Geld dafür fehlte. Aus diesen primitiven Anfängen entstand der „TTV Wöllmarshausen“, der auch 1950 als weiterer Sportverein gegründet wurde. Dem Eifer der jungen Spieler, die sich aus Freude an diesem schönen Sport im Wettkampf mit gleichen Vereinen der Umgebung bald Ansehen verschafften, ist es zu verdanken, daß der Name Wöllmarshausen nicht nur in Tischtenniskreisen in Südhannover bekannter wurde. Infolge harten Trainings mehrten sich die Erfolge zuerst in der Kreis- dann in der Bezirks- und weiter in der Verbandsliga. Die Krönung der Arbeit stellte sich 1956 ein, als die Jugendmannschaft des kleinen Dorfvereins in der Sporthalle des Felix-Klein-Gymnasiums die Jugend des VfL Osnabrück besiegen konnte und dadurch Niedersachsenmeister wurde.

Angehörige des Vereins nahmen mehrfach an Spielen in der Niedersachsen-Auswahl sowie an deutschen Jugendmeisterschaften teil, die damals in Berlin und in Donaueschingen stattfanden. Diese Erfolge trugen wohl entscheidend dazu bei, daß die Mitgliederzahl stetig anstieg, 1972 waren es 28, 1979 waren es 52. So gibt es heute vier Herren- und zwei Jugendmannschaften. Im Laufe der Jahre konnte vorschriftmäßiges Gerät beschafft werden, wie es zum Austragen der Punktspiele erforderlich ist. Auch einheitliche Trikots vervollständigen das äußere Bild des TTV. Aber immer noch, wie vor nunmehr fast dreißig Jahren, muß der Saal der Gastwirtschaft Stietenroth als Sporthalle dienen. Es wäre dem Verein zu wünschen, wenn der seit langem bestehende Plan, eine neue Halle zu schaffen, bald Wirklichkeit würde.

Alle Vereine

Alle Vereine haben neben ihrem speziellen Interesse, zu schießen, zu kegeln, Tischtennis zu spielen oder zu singen, noch die gemeinsame Aufgabe, nämlich den dörflichen Kontakt zu pflegen. In dieser Erkenntnis schlossen sich vor etlichen Jahren alle gemeinsam zum „Verein der örtlichen Verbundenheit“ zusammen. Wenn in diesem Verein neben den materiellen Dingen, die nun einmal in Vereinen erforderlich sind, auch der ideelle Wert, nämlich die Dorfgemeinschaft zu vertiefen, immer mehr gefördert wird, kann

er seine Aufgabe, die von der politischen Gemeinde mit Zuschüssen gefördert wird, erfüllen.

So bietet unser kleiner Ort eine reichliche Auswahl auf dem Sektor des Vereinslebens und jeder kann sich beteiligen, der den Wunsch verspürt, sich einzugliedern.

40. Wöllmarshausen heute

Umkrängt von schattigen Wäldern, dem Mühlenberg, den Birken, dem Frauenholz und dem Litberg, liegt unser Heimatort. Markante Höhen der Umgebung sind:

Die Neuengleichen	mit 428 m über NN
Die Altengleichen	mit 430 m über NN
Der Hengstberg	mit 415 m über NN
Der Kronenberg	mit 341 m über NN
Der Rote Uferberg	mit 346 m über NN
Der Eschenberg	mit 403 m über NN

Unser Dorf hat eine Gesamtkatasterfläche von 463,55 ha. Davon entfallen auf:

Acker	307,63	ha
Grünland	49,56	ha
Wald	63,78	ha
Wasserfläche	4,20	ha
Moor	0,43	ha
Abbauland	0,19	ha
Gebäude- u. Hoffl.	11,82	ha
Straßen- u. Wege	25,51	ha
Restl. Nutzung	0,45	ha

Die Entwicklung der Einwohnerzahlen ergibt folgendes Bild:

1939 wohnten hier	359 Personen
1950	556 Personen
1960	402 Personen
1970	417 Personen
1973	428 Personen
1978	417 Personen

Davon waren im Jahre 1970 erwerbstätig 191 Personen, das sind 45,8 %. Außer der Gastwirtschaft, einer Gemischtwarenhandlung, eines Zeltverleih- und Vergnügungsbetriebes und eines Elektrogeschäftes mit Tankstelle befinden sich keine Gewerbebetriebe mehr im Ort.

Es wäre zu wünschen, daß sich wieder mehr Handwerks- und kleinere Gewerbebetriebe ansiedeln würden.

Wöllmarshausen liegt an der „Deutschen Ferienstraße Alpen-Ostsee“. Durch unseren Ort führt die Landstraße L 569, die innerhalb des Dorfes „Gottfried-August-Bürger-Straße“ heißt, und die Kreisstraße K 11, die Satenhäuser Straße.

Seit Stilllegung der Gartetalbahn im Jahre 1957 sind wir nicht mehr verkehrsmäßig an ein Schienennetz angeschlossen. Der öffentliche Reiseverkehr wird durch Omnibusse des Landkreises Göttingen ausgeführt, welche die Reisenden nach Göttingen bringen, wo sie dann Anschluß an den Fahrplan der Bundesbahn haben. Auch der Schülertransport zu den Schulen nach Kerstlingerode, Geismar und Göttingen wird von Omnibussen des Landkreises durchgeführt.

Die noch nicht schulpflichtigen Kinder gehen in den Kindergarten nach Rittmarshausen, der vor einigen Jahren neu errichtet wurde und 75 Plätze hat. Auch diese Kinder werden mit Omnibussen abgeholt und zurückgebracht.

Ärztlich wird unser Ort von zwei Ärzten in Rittmarshausen und einem Arzt in Klein-Lengden betreut; ein Zahnarzt wohnt in Rittmarshausen und ein anderer in Klein-Lengden. Die nächste Apotheke befindet sich in Bremke. Der zuständige Tierarzt wohnt in Rittmarshausen. In Wöllmarshausen ist die Gemeindeschwesternstation für das obere Gartetal, welche von der Gemeinde Gleichen und dem Deutschen Roten Kreuz gemeinsam eingerichtet wurde. Bei ihren Hausbesuchen betreut die Schwester kranke und hilfsbedürftige Menschen, die fachgerechte Pflege benötigen.

Die Poststelle für unseren Ort befindet sich in Rittmarshausen. Briefe und Pakete werden durch einen Briefträger mit PKW in die Häuser gebracht. Wöllmarshausen ist unter der Ortskennzahl 0 55 08 telefonisch zu erreichen.

Die Trinkwasserversorgung erfolgt durch den überörtlichen Wasserbeschaffungsverband Gartetal aus einem Tiefbrunnen bei Kerstlingerode, Tiefe 33 m und einer Wasserhärte von 9 dHo und einem Reservebrunnen bei Benniehausen. Tiefe 50 m und einer Wasserhärte von 28 dHo.

Der elektrische Strom wird von der Elektrizitäts A.G. Mitteldeutschland geliefert.

Die Abholung von Haus- und Sperrmüll besorgt die Kreismüllabfuhr.

Ein Kinderspielplatz, im Volksmunde „Bolzplatz“ genannt, ist neuerdings auf einer Wiese hinter dem ehemaligen Schuppen der Raiffeisenbank in der Spicke angelegt worden.

Unser Friedhof ist 2 910 qm groß und hat eine Friedhofskapelle. Da sie nicht alle Teilnehmer der Beerdigungen aufnehmen kann, werden die Worte des Pastors durch eine Lautsprecheranlage nach außerhalb übermittelt.

Im Jahre 1968 gab es in Wöllmarshausen insgesamt 117 Wohnungen, davon waren erbaut

vor 1900	72
von 1901 – 1918	4
von 1919 – 1948	14
von 1949 – 1968	27

A. Anhang

1. Quellenangabe

Knochenfunde, Siedlungen, Wallburgen: H. v. Werder: Eine Wanderung durchs Gartetal

Kelten, Cherusker, Sachsen: Sattenhäuser Chronik, Seite 18 – 52

Dorfgründung: Wöllmarshäuser Schulchronik

Vermutungen über die Entstehung eines Dorfes: Nach der Sattenhs. Chr. Seite 22 – 52

Niedeck: Sattenhs. Chr. Seite 529 – 538

Sagen, Sitten und Gebräuche aus unserer Heimat: Sattenhs. Chr. Seite 767 – 785

Unsere Städte: Aus einem alten Schulbuch

Die Herren von Kerstlingeroode und ihre Nachfolger: Joh. Wilh. Heise 1724

Die Grafen von Reinhausen: Sattenhs. Chr. Seite 263

Bruno von Gelliehausen und die Winzenburger: Sattenhsn. Chr. Seite 228

Wat miene Chrosmotter von dän chliecehn un dän Hurkutstan vertällt hät:
Zeitschrift der evangelischen Kirche: Aus der Heimat, 1913

Die Herren von Uslar auf den Gleichen: Sattenhs. Chr. Seite 259 – 289

Die Sage von der Wunderblume an den Gleichenbergen: H. v. Werder: Sagen von den Gleichen

Verkauf der Neuengleichen an Hessen: Sattenhs. Chr. Seite 330 – 341

Die Abhängigkeit und Abgabepflicht der Dorfbewohner: Sattenhs. Chr. Seite 364 – 365 Protokollbuch der Gemeinde von 1852

Fahlbusch: Der Landkreis Göttingen

Der Gutshof in Wöllmarshausen: Sattenhs. Chr. Seite 307 – 312

Einige Besonderheiten: Schulchronik Protokollbuch von 1852

Die Schlacht bei Wöllmarshausen: Dr. Gresky in Gött. Monatsblätter 8/1978

Die Sage vom blauen Wunder: H. v. Werder: Eine Wanderung durchs Gartetal

Einiges aus der Nachbarschaft: Joh. W. Heise von 1724 Sattenhs. Chr. Seite 297, 303, 322

Auszug aus der Kopfsteuerliste von 1689 und dem Verkoppelungsrezess von 1876

Gottfried August Bürger: Schulchronik

Verwaltungen und Gerichte rund um die Gleichen: Sattenhs. Chr. Seite 221, 313, 315, 461

Aus einem alten Protokollbuch von 1852 - 1905

Die Raff-, Lese- und Häckelholzberechtigung: Urkunde bei der Realgemeinde

Die Realgemeinde: Fahlbusch - Der Landkreis Göttingen -

Dat Asterholdt: ohne

Die Verkoppelung in den Jahren 1874 - 1876 Verkoppelungsrezess der Gemeinde

Ein Wöllmarshäuser Bauernhof: nach privaten Urkunden von Heinrich Kloppmann

Unsere gute alte Bimmelbahn: Schulchronik

Wöllmarshausen im 20. Jahrhundert: Schulchronik

Aus der Geschichte unserer Pfarr- und Kirchengemeinde: Sattenhs. Chr. Seite 245, 259, 307

Unsere ehemalige Volksschule: Schulchronik

Mühlen in Wöllmarshausen: H. von Werder: Mühlen im Gartetal

Vereine: HIER FEHLT 1 EINTRAG

Unsere Feuerwehr: Nach Angaben des Ortsbrandmeisters Protokollbuch von 1852

Wöllmarshausen heute: Flächennutzungsplan der Gemeinde Gleichen

2. Einige alte Namen,

Maße und Begriffe, die in unserem Sprachgebrauch fast ausgestorben sind:

Almanach:	Kalender
Allmende:	Feldgemeinschaft
Actum: (lat.)	geschehen
Bademutter:	Hebamme
Besthaupt:	bestes Pferd oder beste Kuh mußte der Bauer an den Lehnsherrn bei Besitzübergabe (Kauf oder Erbschaft) entrichten. Wurde später durch Geld abgelöst.

Bauernlegen:	Wenn der Lehnsmann dem Gutsherrn Abgaben schuldig blieb, nahm ihm dieser ein Stück Vieh oder Land.
Courant:	Hartgeld
Contribut:	Abgabe
Drost:	Amtmann
Dreisch:	Ein mit Bäumen bewachsener Weideplatz
Dreifelderwirtschaft:	In jedem Erntejahr blieb ein Drittel des Ackers un bebaut (brach) liegen, damit er sich ausruhte. Wurde mit Schafen beweidet, wegen des Düngers.
Dreiklassenwahlrecht:	Von 1849 – 1918 indirektes Wahlsystem in Preußen: Die Gemeinde war in drei Klassen eingeteilt, die jede den gleichen Steuerbetrag aufzubringen hatte. Jede Klasse wählte die gleiche Anzahl Wahl-Männer, diese die Abgeordneten; somit Bevorzugung der Hochbesteuerten gegenüber der Menge der niedrigen Steuerzahler.
Feudal:	Lehen
Feudalherrschaft:	Lehensherrschaft
Feudalrecht:	Lehensrecht
Feudalverfassung:	Lehensverfassung
Hintersasse:	Ansiedler ohne Recht auf die Feldgemeinschaft.
Höriger Lithe:	Nach heutigem Begriff kein Mitglied der Realgemeinde.
Knick:	Grenzbefestigung aus mit Buschwerk bepflanzten Wällen oder Gräben.
Meliorationsfond:	Fond zur Verbesserung landwirtschaftlicher Grundstücke, besonders zur Be- oder Entwässerung.
Ordalgericht:	Gottesgericht. Der Beklagte mußte vor dem Gericht Eine außergewöhnliche Tat ausführen. Bestand er diese Prüfung, wurde er freigesprochen. (Die Götter hatten gerichtet.)
Pro Copia: (lat.)	für die Abschrift
Rauchhuhn, Zinshahn:	zahlten die Hausbesitzer oder Leute mit nur geringem Lehnslan an den Lehns herrn.
Schindanger:	Der Platz, wo dem verendeten Vieh das Fell abgezogen (abgedeckt) wurde.
Wassermeister:	Der Mann, der dem verendeten Vieh das Fell abzog (war auch oft zugleich Scharfrichter).
Vogt:	Beamter, der im Auftrag des Lehns herrn die Verwaltung Durchführte, den „Zehnten“ einzog.

3. Alte Flächen- und Längenmaße:

1 Morgen Land:	Die Fläche, die man an einem Vormittag (Morgen) umpflügen kann.
Eine Hufe Land:	Etwa 30 Morgen oder 7,5 ha
Eine Quadratrute:	Etwa 4,67 m im Quadrat
Ein Zoll:	Etwa 2,4 cm
Ein Fuß:	Etwa 30 Zentimeter
Eine Elle:	Etwa zwei Fuß oder 58,4 cm (heute 50 cm)
Ein Klafter:	Etwa 6 Fuß oder 1,752 m
Eine Rute:	Etwa 16 Fuß oder 4,67 m

In Ermangelung von Waagen wurde das Getreide gemessen:

	Etwa:
Eine Metze:	7,79 Liter
Eine Himte:	31,15 Liter
Ein Scheffel:	2 Himten oder 62,3 Liter
Ein Malter:	3 Scheffel oder 186,9 Liter

Die genannten Maße waren innerhalb unseres Landes unterschiedlich.